Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Nordlicht.

Dritter Band.

Nordlicht.

Roman

von

Johannes van Dewall.

Dritter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).
1883.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger)
in Stuttgart.

XXXVIII.

Inmitten der Fastenzeit kehrte Prinz Alexander überraschend aus Italien zurück. Er kam in die Stadt, meldete sich beim Herzog und ward seitdem nicht mehr gesehen — er residirte auf Schönau, fern von Frau und Kindern, weßhalb? das war den Leuten nur zu wohl bekannt: Prinzeß Henriette hatte ihn mit dem Schüreisen traktirt und weigerte sich standhaft Abbitte zu leisten. Diese guten Leute wissen ja immer Alles ganz genau.

Richtig war es, der ehemalige Tyrann saß mitten in der schlechten Jahreszeit auf dem einsamen Schönau mit seinem Diener und seinem Adjutanten und maulte; die Sehnsucht nach seiner Frau hätte ihn heimgeführt, spöttelte Gräfin Wolfskehlen.

So war es aber in der That, obgleich dieses ja eben nur eine Malice sein sollte — die Gräfin traf den Nagel auf den Kopf. Dieser seltsame Heilige liebte seine Frau auf seine Weise und konnte

es nicht ertragen, dauernd ohne sie zu sein. — Vergeblich hatte er sich bemüht sie „unterzukriegen“, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt; er, vor dem alle Leute zitterten, bemerkte mit einer heftigen, sich allmälig zum Zorne steigernden Regung, vom ersten Tage seiner Ehe an, daß seine schöne junge Frau ihn weder liebte noch fürchtete — das war der Grund, der hauptsächlichste wenigstens, zu allem Unfrieden, zu aller Tyrannei gewesen. — Er mochte freundlich sein nach seiner Art, er mochte zürnen, ja selbst die Hand erheben gegen sie — immer trafen ihn ihre kalten oder gar verachtenden Blicke, niemals hatte sie ihn geliebt oder vor ihm gezittert. — Nun hatte sie sich plötzlich erhoben, hatte ihn so klein gesehen ... er reiste ab ... er hoffte, das wenigstens würde Eindruck machen ... Mitleid wenigstens würde sie fühlen, nachdem sie ihn bluten gesehen durch ihre Schuld ... Die Briefe, die sie ihm jede Woche regelmäßig schrieb — pro forma nur — sie waren mit leerem Papier ausgefüllt ... sie enthielten kein Wort, nicht einmal eine Frage nach seiner Gesundheit. Auf die Dauer hatte Prinz Alexander das nicht ausgehalten, er war zurückgekehrt, war heimlich in der Stadt gewesen, um seine Frau zu sehen. Er sah sie, sah ihre Stirn sich

verdüstern, ihre Blicke funkeln — sie erschrak nicht einmal, als er so plötzlich vor ihr stand, nur ihre Gestalt richtete sich auf zu ihrer ganzen Höhe und der schöne Kopf hob sich stolz in den Nacken.

„Eure Hoheit?“ hatte sie gesprochen und ihn angesehen — kühl und fest.

Sein Blut hatte gekocht — seine Lippe gebebt ... Prinzeß Henriette war ganz die Alte geblieben — seine Reise hatte keinen Eindruck gemacht — nur war sie schöner noch, blühender wie sonst.

„So ... so empfangen Sie mich?“ hatte er hervorgestoßen, während sein galliges Blut wie ehedem schnell in Erregung kam ihrer Kälte gegenüber.

„Ihre Rückkehr überrascht mich,“ hatte sie erwiedert. Alle ihre guten Vorsätze waren mit einem Male erstorben, seit ihr Gemahl von Angesicht zu Angesicht ihr gegenüber stand. Eisig legte es sich ihr auf die Brust.

„Gräfin Dingelstedt — holen Sie den Prinzen und die Prinzessin.“

Mit einer Bewegung der Hand hatte Prinz Alexander ihr Einhalt geboten.

„Ich kam, um Sie zu sehen, Madame — Sie zu fragen, ob Sie mir nichts zu sagen haben,“ stotterte er, sehr verlegen über die Nähe der Hofdame, mit heiserer, leiser Stimme.

„Nichts, Hoheit ... außer daß ich hoffe, Ihre Gesundheit habe sich gekräftigt in dem milden Klima.“

Das ganze Gesicht des Prinzen krampfte sich zusammen, wie im höchsten Zorn flammte sein Auge auf und seine Hände ballten sich. Prinzeß Henriette fürchtete einen Ausbruch seiner Wuth, aber mit Erstaunen und einem Gefühl unendlicher Erleichterung sah sie, wie ihr Gemahl nur eine unbestimmte Geste machte, die Hand gegen sie schüttelte und hinausschwankte. — Er war fort; nach ihm kam der Adjutant mit dem Auftrage, sie zu bitten, diesen seinen ersten Besuch geheim zu halten. Seitdem hatte Prinzeß ihren Gemahl nicht wieder gesehen. — —

Prinz Alexander ist zurück! — Wie die Kunde der Hofmarschallin von Bodenstein in die Glieder fuhr, als sie sie vernahm! — Welch' ein Stein von der Seele dieser ehrgeizigen Frau fiel, wie sie auflebte! — — Sein Benehmen gegen sie und ihre Tochter war im höchsten Maße rücksichtslos und sonderbar gewesen: ohne jede Nachricht hatte man sie gelassen, nachdem man ohne Abschied gegangen war, und als zuletzt die Dame sich entschloß, an ihn zu schreiben, war jener Brief — sehr demüthigend — ohne Antwort geblieben. Nun war er zurück —

etwas mußte nun geschehen. Das Verhältniß der Gatten war unhaltbar geworden — nach ihren Begriffen mußte eine Scheidung erfolgen, und die eitle, ehrgeizige Frau redete sich nun ein, aus reiner Delikatesse hielte sich der Prinz in dieser Prüfungszeit von ihrer Tochter fern und vermiede selbst an sie zu schreiben. — Zum ersten Male gab es ein offenes Zerwürfniß zwischen Mutter und Tochter, als diese so frostig und niedergedrückt dareinschaute zu dieser Neuigkeit; es kam zu einem Aussprechen, welches für beide Theile sehr peinlich war. In diesem wurde auch Bessing's Name genannt.

Seitdem war ein innerer Kampf zwischen der Hofmarschallin und Valerie, eine Spannung, welche sie stumm um einander herumgehen ließ, aber vergeblich warteten sie Beide auf ein Lebenszeichen des Prinzen.

Weder der Gesandte noch Baron Grimmenstein ließen sich übrigens bei den Damen sehen in jener Zeit; die Gründe, welche Ersteren fern hielten, wurden nur zur Hälfte von Valerie geahnt, der Baron aber hatte die Gicht. So lebten die Damen denn sehr einsam und das Theater bildete ihre einzige Zerstreuung.

Unmittelbar nach der Rückkunft des Prinzen

waren einige bedenkliche Ruhestörungen vorgefallen oben im Gebirge, woraus dem Landesherrn eine neue Sorge erwuchs.

Dort oben besaß Prinz Alexander eine Anzahl von Glashütten. Es war eine arme und rauhe Gegend, die Lage der Arbeiter in denselben war drückend schon seit langen Jahren, jetzt war sie beinahe unerträglich geworden, denn die Löhne waren dieselben geblieben, trotzdem alle Lebensbedürfnisse theurer geworden waren; alles Petitioniren um Erhöhung derselben war bis jetzt vergeblich gewesen, selbst das Einmischen der Kammer hatte nicht geholfen.

Man hatte die Leute in dem harten Winter auf die Rückkehr des Prinzen vertröstet und diese hatten geduldig gewartet; als nun aber anstatt der gehofften Verbesserung ihrer Lage ein Schreiben eintraf, wonach die Hauptschreier entlassen werden sollten, brach der Aufstand los.

Jene thörichten, übel berathenen und zur Verzweiflung gebrachten Arbeiter rotteten sich zusammen, vergriffen sich an den Aufsehern und Beamten und demolirten ein wenig die Gebäude; die verhältnißmäßige Harmlosigkeit dieser Empörung erhellte aber aus dem Umstande, daß es dem Rathe einer ein=

zelnen, verständigen Arbeitersfrau gelungen war, dieselbe zu dämpfen, indem sie den Männern vorschlug, mit ihren gerechten Forderungen persönlich zum Herzog zu gehen. Man beruhigte sich und sandte eine Deputation ab, welche ihre Beschwerden an dem Fuß des Thrones niederlegen sollte. Dieselbe wurde aber gar nicht vorgelassen, in der übelsten Laune ließ der Herzog den Rebellen sagen, sie möchten an ihre Arbeit gehen und ihre Strafe entgegennehmen; im Uebrigen möchten sie dem Prinzen Alexander ihre Gesuche vortragen, der sei dort der Brodgeber.

In Folge dessen pilgerten die armen Leute die fünf Meilen hinaus beim schlechtesten Wetter, um sich an Jenen zu wenden. Der Prinz, im höchsten Grade erbost über ihre revolutionären Bestrebungen und den materiellen Schaden, welchen er erlitten hatte, schnarrte sie an und drohte ihnen, sie sollten ihm für jene Verluste mit ihrem Lohne aufkommen. Tief betrübt und Wuth im Herzen, Verzweiflung auch, kehrten jene Männer heim. — Nun brach es abermals los dort oben: alle thörichten Ausschreitungen, welche solche Leute zu begehen pflegen, wurden von ihnen begangen: Einstellung der Arbeit, Mißhandlungen, Zerstörung und schließlich thätliche Widersetzung gegen die Obrigkeit. — Das ganze

Land bedauerte jene zur Verzweiflung getriebenen Leute, nur der Herzog hatte kein Verständniß und kein Mitgefühl für sie, denn die Unglücklichen waren einmal Aufrührer, welche sich wider die herzogliche Autorität auflehnten; das nahm man persönlich — was aber noch bei Weitem schwerer in's Gewicht fiel, die Aermsten in ihrer Verzweiflung hatten einen offenen Brief an den König von Preußen in die Zeitung gesetzt, worin sie diesen um Schutz und Hülfe anflehten — er möchte doch auch einen Feldjäger nach X. senden, wie er damals einen nach Hessen geschickt hätte.

Es war am zwölften März; Bessing saß daheim und las die Zeitungen, die wichtigen Nachrichten aus Wien. Man hatte dort als Antwort auf die preußische Conseilssitzung vom achtundzwanzigsten Februar einen geheimen Marschallsrath in der Hofburg abgehalten, zu welchem auch der Feldzeugmeister Benedek hinzugezogen wurde. Er verglich mit jenen Journalen die Mittheilungen, welche er von anderer Seite her empfangen hatte. — Unter Anderem war dort beschlossen worden, ein geheimes Rundschreiben an die befreundeten deutschen Höfe zu senden, worin die Absicht ausgesprochen wurde, die schleswig-holsteinische Angelegenheit, wie die Mittel-

staaten und die öffentliche Meinung es verlangten, vor den Bund zu bringen — eventuell die deutschen Streitkräfte gegen Preußen aufzubieten.

Es war klar, daß mit dieser geheimen, aber ihm bereits bekannten Note dem Grafen Bismarck ein großer Gefallen geschah, seine Aufgabe beim Könige wurde hiedurch bedeutend erleichtert, die nämlich, die deutsche Frage endgültig zur Erledigung zu bringen, durch Blut und Eisen, wenn es sein mußte. Klar lagen Oesterreichs Absichten nun zu Tage, ein Zurückweichen Preußens war unmöglich, ein solches wäre gleichbedeutend gewesen mit der Entlassung des Ministeriums Bismarck, einem Siege des Abgeordnetenhauses in der Konfliktsfrage und einer Demüthigung Preußens. — So schwer es dem hochherzigen und friedliebenden Könige auch werden mochte, mit alten Verbündeten zu brechen — Bessing zweifelte nicht daran, wenn Oesterreich nicht weise einlenkte, es würde geschehen.

Er saß am Fenster, den Kopf in die Hand gestützt, und starrte nachdenklich hinunter auf die Straße . . . Horch', Trommelschlag! — Eine Kompagnie Soldaten marschirte vorüber mit Sack und Pack, bestaubt und bespritzt, begleitet von einer neugierigen, aufgeregten Menge.

Ohne etwas Besonderes dabei zu denken, ging Bessing an seinen Schreibtisch und schloß seine Papiere ein, dann begann er etwas umständlich Toilette zu machen. Er wollte heute Abend in's Theater gehen, man gab den Lohengrin, seine Lieblingsoper. Er war etliche Tage nicht dort gewesen — eine wohlgemeinte Zeile Seppi's hatte ihn nämlich davon in Kenntniß gesetzt, daß man ihn scharf beobachte, und ihm den Rath gegeben, vorsichtig zu sein. Diese Mittheilung hatte den Verliebten in eine solche Bestürzung versetzt, daß er um Aufklärung gebeten hatte. Er war persönlich zu dem hübschen Mädchen geeilt, hatte dieses aber ein wenig zugeknöpft und empfindlich gefunden; es war nicht viel aus ihr herauszubekommen gewesen. Er sollte nicht gar zu hoch hinaufschauen, namentlich nicht während der Vorstellungen, hatte sie ihm geantwortet. Trotz seines Erschreckens hatte er ihr erwiedert, wenn er hoch hinaufschaute, sähe er sie und er hoffe, sie nicht zu kompromittiren.

Mit einem eigenthümlichen Lächeln hatte sie ihm geantwortet, er würde sie wohl verstehen.

Ganz recht! — in diesem Schöppenstädt blieb ja nichts verborgen, diese Warnung sollte nicht umsonst gesprochen sein. — Es war richtig, seine Liebe, seine

Ungeduld auch, die Geliebte zu sehen, hatte ihn einige Male seine gewöhnliche Vorsicht und Zurückhaltung ein wenig vergessen lassen, das durfte nicht fürder geschehen.

Gewissermaßen zur Strafe hatte er einige Abende die Vorstellung versäumt, den einzigen Ort, wo er hoffen durfte, die Geliebte, wenn auch nicht zu sprechen, so doch zu sehen, denn das Begegnen im Park konnte der Gefahr wegen, welche damit verbunden war, nur höchst selten geschehen. Das Opfer war ein großes, er hatte aber in seiner guten Absicht ganz vergessen darnach zu fragen, was Andere zu demselben sagten. Er war auch nicht mehr hinter dem Schloß spazieren gegangen — bei dem schlechten Wetter mußte das auffallen, nur Abends, im Dunkel, patrouillirte er dort herum, um wenigstens den Lichtschein zu sehen, der aus Hilda's Fenstern fiel.

Während er sich ankleidete, kam sein Bedienter herein mit sehr verstörten Mienen.

„Haben der Herr Geheimerath schon gehört?“ frug er mit einem finsteren Zug um den Mund.

Bessing sah ihn an — ein wenig erstaunt.

„Gehört?“ frug er, „wovon sprechen Sie?“

„Herr Geheimerath — es hat ein großes Malheur gegeben,“ versetzte Friedrich näher tretend und

leiser sprechend, „sie haben geschossen . . . auf das Volk!“

Bessing fielen augenblicklich die Soldaten ein, die düster und beschmutzt, den Platzmajor von Rottweil an der Spitze, vorhin vorüberzogen.

„Sprechen Sie, Friedrich — was hat es gegeben?“ frug er schnell und bestürzt, mit einem schlimmen Vorgefühl und einer Regung tiefen Mitleids und heftigen Zornes.

„Das Militär hat oben bei Borna Feuer gegeben auf die Glasarbeiter,“ fuhr Jener voller Erregung fort, „zwei sind todt und etliche verwundet; auch eine Frau ist darunter.“

„Woher wissen Sie das?“ frug Bessing schnell.

„Einer von den Soldaten, welcher mit dabei gewesen ist, hat es eben unten dem Kutscher erzählt.“

Hastig fuhr Bessing in die Kleider und griff nach Hut und Schirm.

„Der Hauptmann hat Feuer kommandirt, weil die Menschen nicht auseinandergegangen sind. Viele haben zwar in die Luft geschossen . . .“

„Welcher Hauptmann?“

„Hauptmann von Rottweil.“

Schon im Begriff hinaus zu gehen, stutzte Bessing: unter diesen traurigen Verhältnissen hatte er

wohl keine Hoffnung, Hilda heute im Theater zu sehen.

„Es soll eigentlich Alles noch geheim bleiben," fuhr Friedrich redselig fort, „und das Militär hat da oben die Telegraphen und die Post besetzt, aber trotzdem gingen vorher schon, ehe der Soldat es sagte, allerhand Gerüchte hier in der Stadt. — Es wären auch preußische Agenten dabei gewesen, hieß es, einen davon hätten sie auf der That ertappt."

Ohne ein Wort zu erwiedern, eilte der Gesandte davon. Das Märchen mit dem preußischen Agenten war natürlich eine billige Erfindung, die Aufwiegler dort oben hießen Hunger und schlechte Behandlung — aber wenn die traurige Begebenheit geflissentlich noch geheim gehalten wurde, dann war der Hof vielleicht absichtlich im Theater; diese Hoffnung und der Wunsch, Genaueres zu erfahren, trieben ihn vorwärts.

Auf der Gasse unten machte sich trotz der zunehmenden Dämmerung eine große Erregung bemerkbar; wo es sonst beinahe völlig menschenleer war um diese Zeit, standen jetzt Leute in Gruppen bei einander und sprachen und gestikulirten lebhaft. Aus einzelnen im Vorüberschreiten aufgefangenen Worten merkte Bessing, daß man sich von dem bedauerlichen Vorfalle unterhielt.

Noch sichtbarer wurde jene Erregung vor und im Theater: draußen an der breiten Freitreppe mit den beiden geflügelten Löwen standen finster blickende Menschen, ein Summen wie in einem Bienenschwarm durchlief das Vestibül und die Foyers, und unruhig und geräuschvoll war das Benehmen des Parkets und des oberen Ranges.

Inmitten dieser seltsamen Erregung saß der Hof.

Als Bessing seine Loge betrat, blieb er zuerst im Hintergrunde derselben stehen, um ihn zu mustern. Sein Gemüth war außerordentlich beunruhigt.

Trotzdem sein Auge einen Moment freudig aufzuckte beim Anblick der Geliebten, hätte er gewünscht, sie wäre heute gerade nicht hier gewesen.

Wie das seine, so waren Aller Augen nach den Hoflogen gerichtet.

Neben der Herzogin, welche kalt und vornehm, wie immer, in ihrem Fauteuil lehnte, halb verborgen durch die purpurnen Stores, saß Gräfin Wolfskehlen, frech und dekolletirt wie immer, und unterhielt sich zwanglos mit manchem Lächeln mit Herrn von Gößnitz, welcher hinter ihr stand. — Was kümmerte diese da das Elend Anderer! — Mit beinahe strahlendem Gesicht saß Prinzeß Agnes, ein wenig zurück. Durch sein Glas bemerkte Bessing

recht wohl ihre freudige Unruhe und Andere thaten dieß auch ... Der Geliebte war wieder zurück, unverwundet und sieggekrönt ... was brauchte das thörichte, liebesüchtige Mädchen mehr zu ihrem Glück!

Hinter derselben bemerkte man Helene von Roth und Lucie von Löwenklau, Beide mit verdüsterten Mienen; ganz vornan aber, an der Brüstung der Loge, blaß und niedergeschlagen, entsetzt auch über die Blicke, welche sich von allen Seiten her auf sie richteten, saß die einzige versöhnende Erscheinung von Allen, die liebliche Hilda, das Haupt gesenkt wie vor Scham, das Auge zu Boden gerichtet. Eine Sekunde lang hatte dieselbe vorhin aufgeschaut; als sie den Geliebten bemerkte dort drüben, war ein helles Roth verrätherisch über ihr bleiches Antlitz gezuckt, gleich darauf senkte sich die Wimper wieder vor Trauer und Unmuth, denn sie zürnte Bessing, ihr feuriges Naturell verstand ihn nicht. — Wie war es möglich, daß er seit vier Tagen sich hier nicht hatte blicken lassen, daß sie ihn vergeblich erwarten mußte, wo er doch wußte, wie sehnsüchtig sie ihn erwartete?!

Den Herzog konnte Bessing nicht sehen, aber aus den Blicken des Publikums schloß er, daß er gegenwärtig sei. Sein suchendes Auge bemerkte dagegen

Valerie von Bodenstein, welche, hübsch, aber einfach gekleidet wie immer, mit einem Gesicht, von welchem die Gefühle, die sie bewegten, nur schwer abzulesen waren, in ihrer Ecke saß und der Vorstellung folgte, scheinbar ohne mit der Wimper zu zucken, und doch wollte es Bessing dünken — er wußte selbst nicht warum — als hätte sie ihn bemerkt.

Oben auf ihrem gewöhnlichen Platze saß auch Seppi Kühkopf, sehr zierlich herausstaffirt und mit einer Blume im Haar, aber ihre Lider sahen geröthet aus, als hätte das Mädchen geweint, und auf ihrer Stirn, unter dem kurzen Lockengewirr, lag eine düstere Falte.

Bessing trat vor, verneigte sich gegen die Hofloge und zog sich alsbald wieder ein wenig in den Hintergrund zurück. Er bemerkte recht wohl das höhnische Lächeln der Gräfin, das galt heute wohl jenem preußischen Agenten, jenem Strohmann. Mit solchen Mitteln stachelte man den Zorn des sonst so gutmüthigen Herzogs auf, blies man das Feuer an. In der letzten Zeit und trotz ihrer zu Tage gekommenen unsauberen Manöver waren jene Schranzen wieder außerordentlich zuversichtlich geworden, und sie hatten wohl Ursache hiezu, denn wenn das Alles, was an's Tageslicht gekommen war, an ihnen un-

gestraft blieb, wie fest mußten sie dann nicht im Sattel sitzen!

Die Unruhe im Hause nahm während der Vorstellung nicht ab, sie berührte in hohem Maße peinlich. Die Fürstin und Dame Felicitas wechselten in Folge dessen einige Male bezeichnende Blicke.

Unser Verliebter saß da mit einem trüben, beklommenen Gefühl im Herzen und beobachtete die Geliebte, keinen Blick verwandte er fast von ihr. Wie gern hätte er ihr ein liebes Wort gesagt, ein Zeichen mit ihr gewechselt!

Der Hof konnte sich keine Illusion darüber machen, im Publikum hatte man bereits Kenntniß von dem, was im Gebirge sich ereignet hatte, trotz des Besetzens des Telegraphen; man war entrüstet darüber, die herzogliche Familie hier im Theater zu sehen. Etliche Leute unten im Parterre und selbst in den Logen verließen sehr ostentiös den Saal — die Thüren laut hinter sich zuschlagend.

So vergingen der erste Akt und der noch peinlichere erste Zwischenakt. — Da, in der Mitte des zweiten, öffnete sich die Thüre der großen Hofloge, welche beinahe leer war wie immer, und herein trat, bis beinahe vorn an die Brüstung heran, der Sieger von Borna, Hauptmann von Rottweil,

in glänzender Uniform, gestriegelt und gewichst, mit martialisch aufgesetztem Barte, den Helm unter dem Arm, als käme er vom Ball — als wäre gar nichts vorgefallen, kein Blut geflossen. In demselben Augenblicke, als er in den Bereich des Gaslichtes trat, so daß er vom Publikum aus bemerkt werden konnte und fast ehe noch der Hof ihn gewahr wurde, fuhr ein gellender Pfiff mitten durch das unruhige Haus, der — etwas Unerhörtes in diesen geheiligten Räumen — im Handumdrehen alle Welt von ihren Plätzen aufspringen ließ.

Er war das Signal zu einem Tumult, welcher alsbald losbrach: Rufe wurden laut, auf den Galerieen und im Parterre sah man erhobene Fäuste, heftig gestikulirende Personen mit erregten Gesichtern. — „Rottweil! ... Mörder! ... Schinderknecht!“ gellte es durch den weiten Raum, „Rottweil 'raus!“

Die Musik hörte auf, die Schauspieler standen unschlüssig auf der Bühne — der Vorhang fiel.

Eine Menge erschrockener Personen verließen alsbald in Hast den Saal, Damen zumeist ... sie flüchteten. Der Hof aber blieb.

Der Platzmajor, gegen welchen jene öffentliche Kundgebung in erster Linie gerichtet war, wurde blaß, stand einen Augenblick da, zweifelhaft, was

er thun sollte, strich sich dann seinen langen Bart, als hätte er Lust, dem Sturme Stand zu halten, und sah nach der Hofloge hinüber. Gleich darauf aber trat er zurück und verschwand . . . er verließ in Eile das Haus. — Der Herzog hatte ihn vorhin erst mit Elogen überschüttet, der General ihm die Schulter geklopft — — auf einen solchen Empfang seitens des Publikums war er nicht gefaßt gewesen. — Wie später bekannt wurde, hatte er sich auf einen Wink des Fürsten in das Privatzimmer eines der Theaterbeamten zurückgezogen und spät am Abend erst und in Civilkleidern das Haus verlassen, um im Schlosse zu verschwinden. Nicht in seiner Privatwohnung, sondern auf seinem Bureau hatte er die folgende Nacht verbracht.

In jenen Tumult, der auch nachher noch fortdauerte, mischten sich — eine schwache Gegendemonstration — die Rufe und das Zischen Derer von der Hofpartei; diese gute Absicht hatte aber nur den Erfolg, das Toben der Anderen um so mehr herauszufordern.

Ein langer Kerl namentlich, oben auf dem Paradies, war der ärgste Schreier — er gab den Ton an.

„Rottweil 'raus — Rottweil — Schinderknecht!" brüllte derselbe, oben auf der Bank stehend und mit Händen und Füßen agirend wie ein Besessener.

Aber auch andere Rufe mischten sich ein, wie das so bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, wo die Gemüther sich einmal Luft machen. „Wolfskehlen 'raus!" erscholl es, „Bardenstein 'raus! Die Schmarotzer hinaus! Die Landverderber! . . ."

Die Gräfin und Bardenstein das waren die beiden Mißliebigsten im Volke. Eine Menge von Ekelnamen folgten, Geschrei und Lachen, selbst im anständigeren Theile des Publikums fühlte man eine Genugthuung über diese öffentliche Abfertigung der Schranzen. Die Gräfin erbleichte, als sie ihren Namen hörte, dann erröthete sie hoch und ihre Augen begannen zu funkeln, ihre dicken Lippen preßten sich fest an einander. Sie würde frech an die Brüstung getreten sein und den Schreiern ihre Verachtung ausgedrückt haben durch eine Geste oder ein Wort, wenn dieß möglich gewesen wäre, so durfte sie nur ihre Blicke sprechen lassen. Der Oberstallmeister aber begann zu zittern und zog sich augenblicklich zurück — er hatte Furcht.

Gerade als Prinzeß Agnes in der Hofloge in Ohnmacht fiel, drang die Polizei in den Saal, um die Ruhe wieder herzustellen. Einen Augenblick vergrößerte sich der Tumult, die Rufe wurden energischer, als nun aber auch noch etwa zwanzig Sol-

daten jener zu Hülfe kamen, welche in der Oper mitzuwirken hatten, und mehrere Arretirungen vorgenommen wurden, trat allmälig Stille ein. Der lange Kerl auf der Galerie, eine bekannte Persönlichkeit in X., ein heruntergekommener ehemaliger Lohgerber, war einer von den Ersten, welche abgeführt wurden.

Der tödtlich erschrockene Herzog hatte sich gleich beim Beginne dieses Tumultes in das Zimmer hinter seiner Loge zurückgezogen, ebenso thaten die Damen. Dort bemühte man sich jetzt um die ohnmächtige Prinzeß mit Wasser und Riechflaschen, die wie eine Todte auf dem rothen Divan dalag. Die Angst um Rottweil hatte ihr die Besinnung geraubt.

Beim ersten Alarm hatte sich auch Bessing erhoben; einen Augenblick stand er an der Brüstung der Loge und schaute in den wüsten Lärm hinunter, dann hatte er einen schnellen Blick mit Hilda gewechselt und war hinüber geeilt zu der Loge der Herzogin. An ihm vorüber stürzte der Platzmajor, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinab.

Graf Salzka, welcher soeben erst das Haus betrat, Graf Vallabrègue, der belgische Gesandte und noch etliche andere Herren thaten so wie er, sie nahmen vor der herzoglichen Loge Aufstellung, für

alle Fälle, nur Graf Salzka betrat diese selbst, um den Damen mitzutheilen, daß sie ohne Furcht sein möchten. Gleich nach ihnen fanden sich auch einige Offiziere dort ein und etliche von den Hofbeamten. Die Herzogin, gerührt von solch' treuen Gesinnungen, zeigte sich einen Augenblick an der Thür und sprach ihren Dank aus, ziemlich gefaßt und energisch. Sie war mehr entrüstet als geängstigt.

Erst als das Theater auf polizeiliche Verordnung vollständig geräumt war und Prinzeß Agnes sich erholt hatte, verließ der Hof das Haus.

Bessing, im Begriff, dasselbe zu thun, bemerkte eine einzelne, tief verhüllte Dame, welche, ängstlich sich umschauend, drunten an der Garderobe stand; ein zweiter Blick, und trotz der Kapuze und des Schleiers hatte er Valerie erkannt und eilte ritterlich ihr zu Hülfe. — Ihr Diener war nicht da, um sie abzuholen, und nach jenem Tumult wagte sie sich nicht allein auf die Straße. — Ihr seinen Arm bietend, führte er sie hinaus. Ihre Unterhaltung unterwegs war ein wenig einsylbig und befangen; sie hatte nichts Persönliches, die soeben erlebten Vorfälle gaben den Stoff zu derselben.

Als unser Gesandter dann nach Haus kam, wartete seiner noch eine peinliche Ueberraschung: als

er sein Pult öffnen wollte, um einige schnelle Notizen zu machen, paßte der Schlüssel nicht; es hatte sich offenbar Jemand an demselben zu thun gemacht. Als er nach seinem Bedienten rief, war derselbe nicht anwesend. Erst nach einer Viertelstunde kam derselbe nach Haus. Er war vor einer Weile hinuntergegangen auf die Straße, um ein wenig zu plaudern und zu hören, was es gab, und war nicht im Stande, das Geringste auszusagen über jenen Einbruch. An seiner Rechtschaffenheit war nicht zu zweifeln. Der herbeigerufene Schlosser erklärte, daß Jemand das Schloß mit einem Dietrich geöffnet hätte, wie an den Schrammen deutlich zu bemerken sei, dasselbe hielte in Folge der ungeschickten Behandlung keine Tour.

Seine Papiere fand der erschrockene Bessing in völligster Ordnung und ein Glück war es, daß er seine Privatbriefe und das Porträt der Prinzessin in einem andern geheimen Fach sicher untergebracht hatte, an welches so leicht Niemand heran konnte. In der kurzen Zeit der Abwesenheit des Bedienten mußte dieser vielleicht seit Langem geplante Besuch abgestattet worden sein. Von wem? — das blieb ein Räthsel.

In seiner Aufregung eilte Bessing trotzdem hernach noch einmal hinüber nach dem Schloßpark, aber

auch nicht einmal den Schatten der Geliebten bekam er zu sehen, es war Alles dunkel dort, nur die Wachen patrouillirten auf und nieder.

In Betreff jenes Einbruchs hatte er ein gutes Gewissen, denn er befleißigte sich in seinen Berichten stets der größten Objektivität und Milde im Urtheil, er vermied es grundsätzlich, naheliegende Sarkasmen oder Bemerkungen über den Hof mit einfließen zu lassen. Auch das Material, welches man gefunden hatte, war höchst unbedeutend, da Bessing die Vorsicht gebrauchte, sämmtliche wichtige Akten unverzüglich auf der Kanzlei in dem eisernen Schrank einzuschließen, nur seine Notizen über die Rüstungen konnten Interesse erregt haben, sie waren aber rein sachlicher Natur.

In der That hatte dieser verbrecherische Besuch an maßgebender Stelle großes Erstaunen zur Folge gehabt, Beschämung würde sich hinzugesellt haben, wäre dort von Scham überhaupt die Rede gewesen.

Fügen wir hinzu, daß Bessing seitdem noch weniger angefeindet wurde wie früher, daß seine edle Sinnesart ihm langsam, aber merklich Freunde gewann, und daß es daher auch nicht gelang, trotz jenes sogenannten preußischen Agenten, ihn gewissermaßen mit für das verantwortlich zu machen —

wie man anfangs im Sinne gehabt hatte — was da oben im Gebirge geschehen war.

Die Volksstimme bezeichnete deutlich genug die Urheber und verurtheilte einstimmig die Vollstrecker jener harten Maßregel, den Hauptmann Rottweil und seine ausgesuchte Truppe, lauter sogenannte Einsteher, Leute, die seit Jahren das bequeme Soldatenbrod aßen. — Man hatte gefeuert, mit Hast, um ein Exempel zu statuiren, und nachdem eigentlich Alles vorüber gewesen war. Das kam hinzu und erregte die Wuth im ganzen Lande am meisten. Jener sogenannte Agent entpuppte sich als ein geborener Sachse, welcher seit Jahren schon dort oben in Arbeit und Lohn stand und nicht schuldiger war als die Anderen. Die Wellen von jenem Krawall zogen ihre Kreise weit über die engen Grenzen X.s hinaus.

XXXIX.

Jener Tumult im Theater hatte noch das übliche Nachspiel gehabt; Zusammenrottungen auf der Straße hatten stattgefunden, man hatte der Gräfin, dem Platzmajor, dem Hofstallmeister und noch etlichen Mißliebigen die Fenster eingeworfen und hatte ihnen Katzenmusiken gebracht, was wiederum die Arretirung einiger Theilnehmer zur Folge hatte.

Die Zeitungen besprachen mit ungemeiner Lebhaftigkeit diese Vorgänge. Das Hofblatt nannte jene Maßregeln oben im Gebirge eine „bedauerliche Nothwendigkeit", der Staat habe die ernste Pflicht, einen jeden Aufruhr, jedes Auflehnen gegen die Obrigkeit durch alle Mittel zu verhindern. Besser ein Geschwür herausgeschnitten, als daß der ganze Körper leide, sagte es und fügte hinzu, daß der Prinz soeben im Begriffe gewesen wäre, die Wünsche der Arbeiter zu befriedigen, und nur durch die eigene Schuld der Rebellen von jenen Maßregeln

zurückgehalten worden sei. Mit Gewalt hätte er sich nichts erpressen lassen wollen, aber er hätte bereits zweihundertundfünfzig Thaler für die Wittwen und Verwundeten gezeichnet.

Die unabhängigen Blätter drückten sich anders aus: nach ihnen war jenes Geschieße eine völlig überflüssige Grausamkeit gewesen, hätte es mehr den Anschein eines Aktes der Rache, als den der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit gehabt. Unter Anderem wäre das dreimalige Trommeln so schnell hinter einander erfolgt und dann das Feuern, daß die Leute völlig überrascht gewesen wären und Viele gar nicht einmal Zeit gehabt hätten, der Aufforderung zu folgen. — Die, welche den Tod und die Verstümmelung jener Menschen verursacht, hätten es vor Gott und den Gerichten zu verantworten.

Thatsache war, die Gemüther befanden sich noch in großer Aufregung; je mehr die Details bekannt wurden, um so ernstlicher hatte man Grund zu klagen, und in der Kammer namentlich fielen Worte, welche bei Hofe den allerübelsten Eindruck machten. Man verlangte von verschiedenen Seiten auf das Bestimmteste, der Hauptmann von Rottweil solle vor ein Kriegsgericht gestellt werden.

Der Herzog war in der schlechtesten Laune, Rott-

weil selbst hielt sich klüglich versteckt, Dame Felicitas aber schäumte und verlangte das, was sie Gerechtigkeit nannte. Die ganze Polizei war auf den Beinen und Patrouillen durchzogen die Stadt. Die Herzogin sei gefaßt, hieß es, Prinzeß Agnes wäre leidend. — Eine eigenthümliche Folge hatten jene Vorgänge im Gebirge noch: Prinz Alexander kehrte in seine Stadtwohnung zurück, angeblich um höchstselbst die Klagen jener Leute auf Grund der Akten zu prüfen, in Wirklichkeit aber aus Furcht, daß sein Leben auf Schönau nicht in Sicherheit sei. Thatsache war, daß er an der Seite seiner sehr blaß aussehenden Gattin am zweiten Abend nach seiner Rückkehr im Theater erschien. Ein eisiges Schweigen empfing ihn.

Der Herzog hatte nämlich auf das Bestimmteste befohlen, daß alle Welt wieder bei den Vorstellungen erschiene, damit es nicht aussähe, als zeigte man Angst oder unmännliches Bedauern. Im Grunde seines Herzens aber war der gutmüthige Herr tief ergriffen; laut klagte er über den Zwiespalt, in welchen ein Regent gerathen könne mit sich selbst und seiner Pflicht, und zahlte große Summen an die Bornaer Hinterbliebenen.

Bessing war am Vormittage zum Baron von

Grimmenstein gegangen, um mit diesem seine Gedanken auszutauschen, Graf Salzka hatte sich dort ebenfalls eingefunden und hatte, wie gewöhnlich, kein Blatt vor den Mund genommen. Sein gutes, edles Herz war erschüttert, sein Stolz verletzt durch das, was er gesehen und gehört hatte, ihn ekelten die hiesigen Zustände an. Der alte Rheinwein, welchen der Baron den Gästen vorsetzte, montirte die Köpfe noch mehr. — Von dort begaben sich Beide zum Speisen.

„Lieber Freund," sprach unterwegs der Graf, „. . . ich fürchte ernstlich, wir kommen in die Brüche. Weiß Gott, was werden will!"

„Leider, leider!" versetzte Bessing mit einem Seufzer.

„Das Weltrad kommt mir vor wie der Wagen des Dalai Lama, der Menschen zermalmt . . . Niemand kann ihn aufhalten," fuhr Salzka fort, blieb stehen und sah dem Andern in die Augen. „Ich hab' Sie lieb — versprechen Sie mir Eins: was auch kommen möge . . . bleiben wir Freunde, wir Beiden."

„Das ist ein gutes Wort, lieber Graf, — hier meine Hand darauf," versetzte Bessing feurig. „Wenn die Politik uns auch verschiedene Wege führt,

mein Herz drängt mich allezeit zu Ihnen, den ich liebe und hochachte."

Sie sahen sich an, schüttelten sich die Hände und gingen weiter.

Salzka fing wieder an, von den Bornaer Vorgängen zu sprechen, leise, aber sehr erregt. Sein Zorn war besonders gegen den Prinzen Alexander, gegen Rottweil und die Gräfin gerichtet, welche Letztere er mit den ungalantesten Ausdrücken belegte, sie eine Intrigantin des gewöhnlichsten Schlages nannte.

„Sie wissen ja, auswendig muß ich mit ihr Honig spinnen," sprach er ingrimmig, „aber hernach laß ich's der Kreuzspinne entgelten, und kein größeres Vergnügen gibt's halt für mich, als ihr ab und zu einmal mit dem Fuße so recht ungeschickt durch ihre schön gesponnenen Netze zu fahren."

Sie kamen ein wenig zu spät; die anderen Herren waren schon beim zweiten Gericht.

So zurückhaltend man im Uebrigen dort für gewöhnlich war und obgleich politische Gespräche natürlicherweise streng verpönt waren, heute spukte die böse Geschichte in den Köpfen Aller. Schon beim Hereintreten machte Graf Salzka ein finsteres Gesicht, als sein Auge auf Herrn von Bardenstein fiel; der schwere Rheinwein des Barons mochte

mitwirken, kurzum, noch vor dem Braten war das Tagesgespräch auch hier im Gange. Die Art, wie Salzka urtheilte, hatte schon einige Male dem Oberstallmeister das Blut in die Stirn getrieben, aber wohlweislich hatte er geschwiegen; als aber Jener jetzt seine Glossen machte über die Schnelligkeit, mit welcher einige Herren neulich Abends ihre kostbare Person in Sicherheit gebracht hätten, und der belgische Gesandte, ahnungslos über das, was Bardenstein selbst passirt war, oder dieses vergessend, hinzufügte: „Es muß doch ein eigenthümliches Gefühl sein, wenn Einem die Fenster eingeworfen werden," brach das Unwetter los.

„Wenn ich der Herzog wäre, ich wüßte schon, was ich thäte," sprach Jener mit einem bösen Blick, indem er die Hand geballt auf den Tisch stemmte.

„Und wozu würden Sie ihm rathen?" frug Graf Salzka malitiös.

„Ich ließe alle die Schurken hängen!"

„Warum gleich so hart, lieber Freund?" versetzte Jener mit lächelndem Vorwurf, indem er in eigenthümlicher Weise dabei den Hofstallmeister fixirte. „Hängen? ... hängen ist halt nicht mehr recht zeitgemäß; ein altes Sprüchwort sagt überdieß, daß die größten Spitzbuben allemal ungehangen bleiben."

Bardenstein verstand nicht sogleich, die Version war zu stark, aber plötzlich entfärbte er sich und war im Begriff sich zu erheben, als Bessing, seine gewohnte Vorsicht beiseite setzend, sich in das Gespräch mischte.

„Die Leute scheinen mir im Grunde nicht die Absicht gehabt zu haben zu revoltiren, sondern nur zu leben, und insofern wäre eine solche Strafe allerdings eine ungerechte,“ sprach er ruhig.

Sein Blick streifte dabei den Grafen und richtete sich sodann auf den grimmen Mann, welcher an seinem Barte kauend dasaß, ganz gelb im Gesicht, und nach einer Erwiederung suchte. Die Furcht vor Graf Salzka verschloß ihm den Mund, er würgte seinen Groll hinunter — das Beste übrigens, was er thun konnte. Aber sobald es anging, erhob er sich mit den Worten: „Wenn hier Kritik geübt wird über das, was mein allergnädigster Herr beschließt, bin ich zu meinem Bedauern gezwungen, künftighin diesen Ort zu meiden.“

Etwas geröthet erhob sich augenblicklich Graf Vallabrègue.

„Thun Sie, mein Herr, was Ihnen beliebt, aber lassen Sie mich das Faktum konstatiren, daß, wenn hier jemals politisirt oder kritisirt wurde —

ganz gegen unsern Willen — Sie Derjenige waren, der dieß that, nicht wir."

Bardenstein stammelte sehr betroffen eine Entschuldigung, so hätte er das nicht gemeint, und stürzte hinaus.

„Jetzt geht er hin und verklagt mich bei der Gräfin Wolfskehlen," sprach Salzka hinter ihm drein. Dann machte er eine unwillige Geste und fuhr fort: „Ich bitte um Verzeihung, meine Herren, ich habe mich fortreißen lassen, aber wem läuft nicht einmal die Galle über?

„Wenn Sie wüßten!" sprach er hernach zu Bessing, den Faden wieder aufnehmend.

„Ich weiß," versetzte Jener.

„Wohl nicht Alles! . . ."

„Alles!"

„Nun — dann werden Sie mich verstehen und entschuldigen. Wenn einmal ein Strafgericht hereinbricht — möchte es diese Häupter nicht verschonen!"

„Diese gerade verstehen es sich zu bücken," versetzte Bessing mit Achselzucken.

„Dann freut's mich um so mehr, daß ich Dem eins drauf gab."

Als Bessing in seine Wohnung kam, fand er dort einen Brief von unbekannter Hand. Er er-

röthete, als er denselben überflog, ein freudiger Schein zuckte über sein Gesicht; der Brief war von Hilda, welche die Vorsicht gebraucht hatte, ihre Handschrift zu verstellen und geringes Papier zu nehmen. Ein kleines Zettelchen war es nur, einige Vorwürfe erst über sein Fernbleiben und dann die Bitte, nach zehn Uhr unten an der kleinen Pforte auf sie warten zu wollen, da sie ihn unbedingt heute noch sprechen müsse. Bessing — so sehr er auch darauf brannte, die Geliebte zu sehen und an sein Herz zu drücken, fühlte nur zu wohl, daß er ein Unrecht that, wenn er dem Zuge seines Herzens nachgab. Er machte sich Vorwürfe und hatte allerhand Skrupel, er vergaß aber ganz, dieselben Hilda zu machen, auch zu bedenken, daß zur Ehe oder zu einem solchen Liebesbunde Zwei gehören und daß der andere Theil doch auch mitzusprechen hat bei solchen Dingen. — Er nahm sich natürlicherweise vor, wenn er heute Abend Hilda die Gründe seines Benehmens auseinandersetzte, sie zugleich zu bitten, auf diese Rendezvous im Park ein- für allemal zu verzichten, da sie ein großes Unrecht wären. Hiemit hatte er sein Gewissen einigermaßen beruhigt und konnte sich nun ungestört der Freude hingeben, welche die Hoffnung auf jenen Augenblick des Glücks in seinem Herzen anfachte.

Zu Hause litt es ihn nicht, er ließ anspannen und fuhr spazieren. Das Ziel seines Ausfluges war ein kleiner, hübsch gelegener Vergnügungsort. Dort wollte es der Zufall, daß er mit der Familie des Kammerrath Werder zusammentraf. Artig näherte er sich den Damen, froh, etwas von Sannow zu hören, fühlte sich aber angekältet, ja beinahe verletzt durch die kühle Art, mit welcher er von den Frauen und namentlich von der Räthin empfangen wurde. Sein Befremden hierüber war so groß, daß es sich in seinem Gesichte wiederspiegelte und den Kammerrath veranlaßte, einige Entschuldigungen zu machen.

„Habe ich Ihre Damen unwissentlich verletzt?“ frug Bessing.

Der brave Herr sah ein wenig verlegen drein.

„Sie dürfen ihnen das nicht übel nehmen,“ erwiederte er betreten, „die Geschichten da oben im Gebirge haben den Meinen vollständig den Kopf verdreht; sie wissen nicht, was sie thun. Sie waren zugegen neulich, als der Tumult im Theater losbrach.“

„Aber mein Himmel, was habe ich denn damit zu schaffen?“ frug Bessing sehr befremdet.

„Sie verzeihen,“ erwiederte der Kammerrath mit steigender Verlegenheit, „der Herr Geheimerath wissen

wohl nicht, was in der Stadt gesprochen wird? ... Auch ist es bemerkt worden, daß Sie das Fräulein von Bodenstein am Arme nach Hause führten. Der Rentner Pabstmann war heute in der Frühe und während ich im Amt war, in meinem Hause bei uns und da ..."

Hier unterbrach er sich und sah verlegen zur Seite.

„Herr Geheimerath," fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, „der Himmel bewahre mich, daß das meine eigenen Gedanken wären ... ich stehe auf einem andern Standpunkte, ich trage und schweige, aber die Frauenzimmer ... was will man da machen!?..."

Bessing wußte in Wirklichkeit nicht, ob er lachen oder ärgerlich werden sollte.

„Ich will Ihnen etwas sagen," erwiederte er nach einer kleinen Pause, „Ihr Schwiegersohn hat Recht: wer in X. nicht geboren ist, der findet sich wohl schwerlich in demselben zurecht. Ich für meine Person gebe es auf. Nach meinen Begriffen genügt es, wenn ein Mann so handelt, wie er soll; wie man mein Benehmen kommentirt, das muß ich mir gefallen lassen. — Um meines Freundes Sannow willen bedaure ich, daß Ihre Damen gegen mich eingenommen sind, indessen ..."

„Nicht gegen Ihre Person — o, gewiß nicht!"

fiel ihm der Rath sehr roth in die Rede ... „ich bitte Sie, nehmen Sie das für ganz gewiß an.“

„Dann ist es also wieder 'mal der böse Preuße, der herhalten soll ... Verzeihen Sie, Herr Kammerrath, ich und dieser wir sind so eins, daß es nicht angeht, die Beiden von einander zu trennen. Vielleicht wird man in der Folge mehr Gerechtigkeit üben gegen mich und mein Vaterland, denn in Wahrheit, wir sind besser als unser Ruf. Bis dahin verzichte ich mit Bedauern! ... Meine Empfehlungen, Herr Rath.“

Bessing stieg in seinen Wagen und fuhr davon, ärgerlich darüber, daß er gereizt war. — Seine Laune war getrübt durch diesen kleinen Zwischenfall, der Klatsch hatte ihn auf das Unangenehmste berührt — hier noch dazu, wo er gar nicht darauf gefaßt war. Also schob man in jenen Sphären wirklich alles das den bösen Preußen in die Schuhe und machte selbst seine Höflichkeit gegen Valerie zum Gegenstande der Betrachtung? — Unerträglich! Es dauerte eine ganze Weile, ehe er über diese Verstimmung Herr wurde; erst als er vor Hilda's Bild stand und dasselbe mit ~~verliebten~~ Augen betrachtete, ward er allmälig wieder er selbst.

XL.

Der Tag war sonnenhell, beinahe warm gewesen. Der Frühling hatte bereits seinen Einzug gehalten, wenngleich er in jenem Theile Deutschlands gerade häufig recht unfreundlich aufzutreten pflegt, zwischen den Bergen und der Tiefebene. Der Abend war lau, wahrhaft herzerquickend ... es war, als ob sich etwas loslöste in der Menschenbrust nach der langen, starren Winterzeit, es lag etwas Ahnungsvolles, ein Hauch von Glückseligkeit und Poesie in der weichen, aromatischen Luft. Dazu stand der volle Mond hell strahlend hinter leichtem, silbernem Gewölk und übergoß die dunkle Erde da unten mit seinem Silberlichte, die Thürme und die Dächer, die Straßen mit den langen Zeilen der gelblichen Gasflämmchen und die winzig kleinen Gestalten, welche sich im Lichte derselben bewegten. Markt und Gassen waren belebt. Schwatzend standen die Leute in der Nähe des steinernen Brunnens, trotz der späten

Stunde, als Bessing das Haus verließ, tief in seinen Mantel gehüllt, zu Zwei und in Gruppen gingen sie auf der Straße spazieren, aufgeräumt, gesprächig und lauter als sonst. Man vernahm Lachen und Pfeifen — ein Schwirren war es wie in einem Bienenschwarm. Besonders auf dem Schloßplatze war es lebendig; man glaubte an irgend eine neue Demonstration in Folge der Bornaer Vorfälle, an manchen Stellen standen schwarze Menschenklumpen dicht bei einander, welche selbst den Anschein von Verschwörern hatten, lauter Neugierige und Müßiggänger.

Vorsichtig umging sie Bessing, sich im Schatten der Häuser und Boskets haltend, und gelangte so zu dem Gitter des Parks, innerlich besorgt, daß es auch dort heute lebendiger sein möchte, als ihm angenehm war. — Er ging auf und ab, bis es zehn Uhr geschlagen hatte, hüllte sich noch tiefer in seinen Mantel und verlor sich dann unter den Bäumen. — Hier war es dunkel, durch die dichten Zweige vermochten die Strahlen des Mondes nur spärlich zu dringen. Mit Befriedigung nahm der Verliebte wahr, daß die gewundenen Gänge, und namentlich je tiefer er eindrang, je mehr, beinahe menschenleer waren.

Er hatte sich ganz genau vorgenommen, was er sagen wollte, und überlegte im Gehen, ob er nicht noch irgend ein gutes Wort fände, welches der Geliebten sein Benehmen und seine Wünsche recht klar und überzeugend machen könnte. Dunkel lag die kompakte Masse des Schlosses zu seiner Linken mit seinen verschnörkelten Giebeln, das gekupferte Dach warf die Strahlen des Mondes blendend zurück. Hier auf dieser Seite wohnte die Herzogin, auch hatte Gräfin Wolfskehlen hier einige Zimmer inne, ein weiter Rasenplatz lag hier, in der Entfernung der See mit der großen Fontäne, im Vordergrunde Boskets und Baumgruppen nach englischer Art. — Im Vorüberschreiten bemerkte Bessing oben Licht, bei der Gräfin sah er hinter einem hellen Rouleau zwei lebhaft gestikulirende Schatten. — Er näherte sich der hinteren Front des Gebäudes. An der Ecke stand das Schilderhaus, der Posten ging langsam vor demselben auf und ab. Er zählte die Fenster, fünf im ersten Stock gehörten der Geliebten, das neunte von der Ecke bis zum vierzehnten, gleich daneben lagen die Zimmer des Fräulein von Roth, er wußte das Alles von Hilda selbst. Das Gebüsch hing hier weit über den Weg, man sah beinahe die Hand vor den Augen nicht, aber

gegen die Rückwand des Schlosses fiel ein schräger Strahl des Mondes und unten lag er breit und hell auf dem Rasen des Parkes und auf den steinernen Figuren, welche dort standen. Man konnte nur hören, ob Jemand kam, sehen konnte man nichts. Vorsichtig, beinahe tastend und alle seine Sinne anspannend ging Bessing vorwärts, plötzlich aber stutzte er, denn er bemerkte eine dunkle Gestalt, welche aus dem Schatten herausglitt in's helle Licht, sich bückte und etwas aufhob; gleich darauf vernahm er das Schließen eines Fensters und sah die Umrisse einer weiblichen Gestalt hinter dem hellen Rahmen desselben. — Er blieb wie angenagelt stehen, er hielt beinahe den Athem an und lauschte. Jenes Fenster gehörte zu den Zimmern der Hofdame, aber der Mann, welcher dort soeben wieder im tiefen Schatten verschwand, war nicht Lieutenant von Reichert. Er war kaum zwanzig Schritte von ihm entfernt, als er heraustrat, und der Mond schien hell.

Ein Gedanke durchzuckte ihn: niemand Anderes konnte Jener sein, als der Platzmajor, aber derselbe war in Civil heute ... Ein spöttisches Lächeln zuckte um seine Lippen — der Bramarbas hatte Furcht. — Gleich darauf überfiel ihn ein anderer Gedanke: wenn Der hier ab und zu ging, wie leicht

konnte er selbst nicht entdeckt werden, wenn er sich mit Hilda traf! — Wie unwürdig war doch sein Beginnen und welche Konsequenzen konnte es haben! — Er war nicht leichtsinnig genug, um sich das aus dem Sinn zu schlagen, und so hätte er fast gewünscht, die Geliebte wäre heute verhindert zu kommen.

Gerade als er dieß that, ging ein Mensch um Haarbreite an ihm vorüber; als gleich hinterher ein verirrter Mondstrahl ihn traf, erkannte er deutlich den Platzmajor, trotz seiner Verkappung. Er wollte soeben sich wieder in Bewegung setzen, froh darüber, daß Jener fort war, als sich schnell eine zweite Gestalt aus dem Dunkel löste, einige Zeichen wechselte mit jenem Schatten oben am Fenster und dann ebenfalls eilig verschwand.

„Eine ganze Versammlung hier hinten!" dachte Bessing sehr niedergedrückt und seufzte. Gleich darauf vernahm er Tritte, leises Sporenklingen — Lieutenant von Reichert entfernte sich eilig in derselben Richtung wie der Platzmajor.

War nun noch Jemand hier? — Ja wohl... er selbst! — Außerdem stand aber auch noch jener weibliche Schatten dort oben unbeweglich am Fenster; Wenn Hilda jetzt gerade kam — und es war schon

ein Viertel nach zehn Uhr, dann war ihr Geheimniß verrathen.

Das Blut stieg ihm heiß in die Wangen: Hilda ahnte nichts von dem Allem; wenn sie jetzt gerade kam! ... Hätte er ihr doch nur eine Warnung geben können! ... Gleich darauf erschien dort oben ein anderer Schatten ... sie war es, die Geliebte! Sie schob die Gardine zur Seite und schaute hinunter in den Park. — Wie gern hätte er sich ihr bemerklich gemacht, aber wie war das möglich, ohne daß Fräulein von Roth ihn gewahrte? — Ihm blieb sonach nichts weiter übrig, als ruhig abzuwarten, wie die Dinge sich entwickeln würden. Er that dieß mit klopfendem Herzen. Unterdessen verschwand jener eine Schatten, der andere aber blieb. Mit fieberhafter Spannung beobachtete ihn der Verliebte ... Endlich — endlich verschwand auch er! — Ein schwerer Stein fiel von seinem Herzen ...

Vorsichtig begann er sich zu bewegen, hin und her zu gehen, alle Augenblicke stehen bleibend, lauschend und dort hinüber spähend. Es schlug halb und dann dreiviertel auf Elf — nichts regte sich, Ungeduld und Hoffen hielten sich die Wage in seinem Innern. Plötzlich aber sah er einen Schatten pfeilschnell aus dem Hellen in's Dunkle huschen ...

im nächsten Augenblick lagen sich die beiden Liebenden in den Armen. Ihre Seligkeit, sich zu haben, war so groß, daß vorderhand alle anderen Empfindungen in derselben untergingen.

Hier, im Schatten der Nacht, unter dem Schutze der weit herabhängenden Zweige stand das liebende Paar, eng aneinander geschmiegt, die Arme verschlungen, Lippe auf Lippe, Brust an Brust, mit bebenden, überströmenden Herzen, und hielt sich schadlos für den langen, leidigen Zwang, welchen es sich auferlegen mußte so lange Tage.

Als aber dieser erste Moment der Leidenschaft vorüber war, bäumte sich das fürstliche Blut in Hilda auf; sie bog sich plötzlich zurück, versuchte sein Gesicht zu erkennen und sprach seinen Namen. — Sie mißverstehend wollte Bessing sie abermals voller Zärtlichkeit an sein Herz ziehen, aber sie stemmte ihre kleine Hand fest gegen seine Brust und wehrte ihm.

„Du weißt wohl nicht, wie viel Grund ich habe, Dir zu zürnen,“ sprach sie hochathmend und vorwurfsvoll, und in dem Tone ihrer Stimme lag etwas von der zürnenden, gebietenden, hochgeborenen Dame, welche weiß, was sie verlangen darf, die ein Versehen rügt. „Wo warst Du die ganze Zeit? — Warum sah ich Dich nicht im Theater ... warum

versuchtest Du nicht, mich zu sehen? — Ich finde das durchaus nicht rücksichtsvoll!"

„Zürne mir nicht ... die Entsagung kam mir theuer genug zu stehen," erwiederte Bessing mit Wärme. „Weiß Gott wie ich kämpfte und widerstand und wie lang mir die Zeit wurde ohne Dich — aber sieh', Geliebte ..."

Prinzessin Hilda bog sich noch weiter zurück, ihre Augen funkelten in der Dunkelheit und ihre Hand legte sich fester gegen seine Weste. Sie sah ihm forschend und fragend in's Gesicht, ohne aber seine Züge unterscheiden zu können. Sie war eifersüchtig, trotzdem ihr Stolz und ihr besserer Theil sich gegen solche niedrige Gesinnung auflehnten. — Die Eifersucht lag bei ihr im Blut, sie war in der Familie erblich.

„Ich sehe gar keinen Grund zu solchen heroischen Anstrengungen, mir auszuweichen," unterbrach sie ihn leidenschaftlich, während die zarten Finger, die Bessing in seiner Hand hielt, in eine lebhafte Erregung geriethen. „Wenn man allerdings so angenehm beschäftigt war, wenn man schwelgte ..."

Hier stutzte sie plötzlich — ganz zitternd hielt sie inne und schämte sich.

„Hilda!" unterbrach sie Bessing mit zärtlichem

Vorwurf — sie meinte seine treuen, vorwurfsvollen Augen zu erkennen, als er das sprach — „das kann unmöglich Dein Ernst sein!“

Seine Stimme klang so männlich, so wahrhaft, so ganz als käme sein innerstes Herz mit ihr hervor; Prinzeß Hilda beugte das Haupt und begann leise zu weinen, vor Scham und Zorn.

„Wenn man so liebt, wie ich . . . wenn man Dich liebt, Hilda — dann hat man nur den einen, unausgesetzten Wunsch, den, in Deiner Nähe zu sein,“ fuhr er fort.

Ihre Hand beruhigte sich plötzlich, der Druck der kleinen Faust ließ nach, ihr Kopf legte sich leise an seine Schulter . . .

„Aber ich müßte sehr egoistisch und schlecht sein,“ fuhr Bessing, seinen Arm um die Geliebte legend, fort, „wenn ich nur an mich dächte . . . Wir sind in einer eigenthümlichen und schwierigen Lage, Hilda.“

Er begann ihr sodann seine Bedenken zu entwickeln, wie er sich das vorgenommen hatte, und sie hörte ihm zu, fast ohne sich zu regen. Er begann ihr dann zu erzählen, was er vorhin erst erspähte, hier an dieser Stelle. Sie erschrak sichtlich, schwankte noch einen Augenblick und schlang dann ihre Arme fest um seinen Hals.

„Verzeih' mir, lieber Hugo," bat sie zärtlich, „daß ich Dir Unrecht that; so ernstlich war es ja auch gar nicht gemeint. — Nur der Unmuth sprach aus mir. Aber sieh' — es ist so schwer, vergeblich zu warten auf Den, den man liebt, und noch dazu, es sich nicht einmal merken zu lassen ... Und dann" ... (hier bog sich ihr Oberkörper abermals zurück) „warum hast Du Fräulein von Bodenstein zu Haus begleitet ... ihr den Arm gereicht noch dazu? ... Das mußtest Du nicht thun, Hugo."

„Ich erfüllte damit eine Pflicht der Höflichkeit, die ein Mann niemals versäumen darf," versetzte Bessing ein wenig geärgert und doch mit einem Lächeln, denn in ihrer Eifersucht zeigte sie unbewußt ihre ganze Liebe. „Es bleibt hier nichts verborgen, Hilda, also wird man Dir wohl auch gesagt haben, daß neulich, nach jenem häßlichen Auftritt, die Straßen ungewöhnlich belebt, die Menschen sehr erregt waren — um sie zu schützen, gab ich Fräulein von Bodenstein meinen Arm."

„Lieber Hugo!" bat die Prinzessin und streichelte seine Wange.

„Du wirst und sollst niemals Grund haben, an mir und meiner Liebe zu zweifeln," versetzte Bessing warm und zog das holde Geschöpf an seine klopfende Brust.

Dann führte er sie noch ein wenig tiefer in den Schatten und begann abermals mit leiser, eindringlicher Stimme zu ihr zu sprechen, während sie sich zärtlich an ihn anschmiegte unter den weiten Falten seines Mantels. — Sie sprachen von den traurigen Ereignissen in Borna und von dem Tumult, und erst nach einer ganzen Weile kamen sie wieder auf ihre eigenen Angelegenheiten zurück. Von Seppi's Warnung sagte Bessing nichts, aber er versicherte sie, daß Vorsicht unbedingt geboten sei, daß sie auf die Zukunft hoffen, in der Gegenwart aber Resignation üben müßten. — Er versprach, wieder in das Theater zu gehen wie sonst, und Hilda rückte mit dem Vorschlage heraus, sie wollte ihre Malstunden bei dem Professor Keller wieder aufnehmen; dann hätten sie eher Gelegenheit, sich, wenn auch nur flüchtig, zu sehen.

Nach einigen zärtlichen Worten und Küssen trennten sich dann die Liebenden; Bessing wartete, bis er ihren Schatten noch einmal am Fenster erblickt hatte, und ging dann glücklich, aber ein wenig nachdenklich zu Haus.

XLI.

Als Bessing die Thüre öffnete, trat ihm Friedrich entgegen mit einem geheimnißvollen Gesicht.

„Rath Vogler war hier,“ sprach er, indem er seinem Herrn den Mantel abnahm, „er will wiederkommen.“

„So spät?“ frug Bessing zerstreut und ungeduldig.

„Ja wohl, Herr Geheimerath; der Herr Rath meinte nämlich, wenn wir die Geschichte mit dem erbrochenen Schloß noch nicht polizeilich angezeigt hätten, dann möchten wir damit noch warten bis morgen.“

„Woher weiß denn der Herr überhaupt etwas von jenem Schloß?“ frug Bessing, mit einem Blick auf den Diener.

„Das habe ich mir auch schon gedacht,“ erwiederte Friedrich mit einem schlauen Gesicht, „um ein

Haar hätte ich ihn gefragt, aber ich dachte mir, er würde das Ihnen schon sagen."

Kopfschüttelnd begab sich Bessing in sein Zimmer, untersuchte vorsichtig sein Schreibpult und legte sich dann zu Bett. Mit dem Gedanken an Hilda schlief er ein.

Als er am andern Morgen erwachte, war ganz X. abermals in großer Erregung: das Zeughaus hatte gleich nach Mitternacht zu brennen angefangen; der Brand war aber im Entstehen gelöscht worden, glücklicherweise. Durch einen Zufall war in der Nähe desselben beim Rektor Magnifikus große Gesellschaft gewesen. Eine Menge Studenten waren in derselben anwesend; diese ganz besonders hatten sich um die Rettung der alten, ausrangirten Wagen und der famosen Sechspfünder verdient gemacht — eine Ironie des Schicksals, wie die Morgenzeitungen es nannten, eine fast zu edle Rache.

Einige jener Kriegsfahrzeuge waren beim Herausziehen in Trümmer gefallen, die alten hölzernen Achsen, nach Griebeauval'schem System, über ein Jahrhundert alt, hatten die ungewohnte Bewegung nicht zu überstehen vermocht.

Bessing hatte den Lärm verschlafen, machte sich nun aber unverzüglich auf den Weg nach der Brand-

stätte. — Die Vordergebäude des Arsenals waren unversehrt geblieben, denn das Feuer war beinahe im Entstehen gelöscht worden, nur die beiden Hinterschuppen hatten gebrannt.

Verkohltes Holz und Trümmer von Fahrzeugen wurden soeben von Soldaten fortgeräumt.

Zwei Herren grüßten Bessing; es waren dieß Herr Humann, Besitzer der chemischen Fabrik, und Herr Körner, dem die Eisengießerei am Bahnhof gehörte. Durch sie erfuhr dieser das Nähere über den Brand. — Wie derselbe ausgekommen war, blieb in höchstem Maße räthselhaft. Vermuthlich lag hier ein Verbrechen vor, denn die beiden Schuppen hatten zu gleicher Zeit und zwar vom äußersten Ende an zu brennen begonnen, trotzdem dort hinten gerade ein Posten stand. Dieser Posten war, wie es hieß, verschwunden. — Die Herren spotteten über die Rudera jener Fahrzeuge und über den Platzmajor, der, in großer Uniform, hier eine etwas laute, ganz nutzlose Thätigkeit entfaltete.

Als Bessing heim kam, fand er dort Rath Vogler seiner wartend. Wie jener Herr in's Haus kam, ohne gesehen zu werden, das war sein Geheimniß; erst später entdeckte Friedrich, daß derselbe durch das Hinterhaus verschwand, daß der Hof desselben

mit ihrem eigenen Hofe durch jenes in Verbindung stand.

„Ich hatte mir gestern Abend schon die Ehre gegeben,“ begann der gewandte Achselträger alsbald die Unterhaltung, indem er sich schnell von seinem Stuhl erhob und Bessing eine tadellose Verbeugung machte. Seine Brille funkelte lebhaft.

„Ich bedaure, daß Sie sich umsonst bemühten, Herr Rath,“ erwiederte dieser höflich-kühl. „Ich komme soeben vom Feuer.“

„Ah! — ja, dieses Feuer! . . . Welch' ein Strich durch die Rechnung!“ versetzte Jener lebhaft, mit einem diplomatischen Lächeln, und rieb sich die Hände.

„Nun — groß ist der Schaden gerade nicht . . . wenigstens nicht an Material . . . höchstens die Gebäude . . .“

„Um so schlimmer, Herr Geheimerath! . . . Wie jammerschade! . . . Welch' eine prachtvolle Kammervorlage . . . welch' ein plausibler Grund, um einen umfangreichen Kredit zu fordern für das verbrannte Kriegsmaterial!“

„Sind Sie auch der Meinung, daß es mit dem Brande eine besondere Bewandtniß hat?“ frug Bessing aufmerksam und bat durch eine Handbewegung seinen Besuch, Platz zu nehmen.

„Vox populi! . . . der Brand kommt ja auch gar zu gelegen, da die Anleihe nicht vom Fleck will ohne die Garantie der Stände,“ erwiederte Rath Vogler mit einem ironischen, bedeutsamen Lächeln, indem er sich vorsichtig auf die äußerste Ecke des Stuhls setzte.

„Leider wurde diese Absicht vereitelt . . .“

„Wenigstens zum Theil. Indessen, Sie kennen unsere Herren schlecht, wenn Sie glauben, daß sie nicht trotzdem die Sache auf ihre Weise ausbeuten werden. Ich meine kein schlechter Augur zu sein, Herr Geheimerath.“

„Aber dort drin befindet sich ja nichts als Gerümpel, mit Ausnahme einiger neuer Geschütze!“

„Gerade deßhalb ist eine Ergänzung des Kriegsmaterials nur um so nöthiger. Der Holz- und Metallwurm werden herhalten müssen und ihre Schuldigkeit thun — mein Wort darauf.“

„Nun, und wenn ich hundert Jahre noch hier lebte, ich fände mich in diesem Lande nicht zurecht,“ versetzte Bessing mit Ueberzeugung; „bei uns gäbe das eine Untersuchung, welche manchen Leuten ihre Stelle kosten würde.“

„Ein Opfer wird auch hier fallen. Der Posten ist verschwunden, irgend ein Arsenalverwalter oder

Unteroffizier wird zur Ruhe gesetzt und in Arrest gesteckt für die Sünden ganzer Generationen; die Hauptsache bleibt die Anleihe. — Uebrigens wollte ich mir nur erlauben," fuhr der Rath mit einem schnellen, kaum merklichen Aufblicken fort, indem er alsdann durch den großen Spiegel heimlich das Gesicht seines Gegenüber beobachtete, „Ihnen zu gratuliren."

„Zu was?" frug Bessing erstaunt.

Mit einem feinen Lächeln um seinen schmalen Mund zögerte der Rath einen Augenblick ... eine Kunstpause.

„Zu dem Resultat, welches jener unliebsame Besuch hatte, den man Ihnen abstattete."

„Es ist mir lieb, daß Sie mich daran erinnern," versetzte der Gesandte lebhaft. „Haben Sie eine Idee, wem ich diese Ehre verdanke?"

„Vielleicht ... zum wenigsten eine Vermuthung. Sobald ich Gewißheit habe, werde ich nicht verfehlen, Ihnen Mittheilung zu machen; vorderhand bitte ich schweigen zu dürfen, damit ich nicht einen Unschuldigen verdächtige und der wirkliche Urheber dadurch im Schatten bleibt. — Sie dürfen mit dem Erfolge jener Heimsuchung überdieß durchaus zufrieden sein; Ihre Notizen haben geradezu verblüfft."

„Mir unerklärlich! ... Sie wissen das?"

„Verblüfft und doch höchst unangenehm berührt an anderer Stelle wiederum, durch den warmen, rücksichtsvollen Ton, welcher in denselben angeschlagen wird.“

„Nun — das lasse ich mir gern gefallen, nicht aber fernere derartige Besuche, wie ich hier gleich betonen will.“

„Das ist das Nächste, wovon ich sprechen wollte. — Bitte, Herr Geheimerath, schlagen Sie diesen Besuch nicht an die große Glocke, man würde einen Unschuldigen bestrafen, ihn heimlich laufen lassen und das nächste Mal nur etwas vorsichtiger und gründlicher sein. Behauptet Mancher ja so wie so doch schon, Sie hätten die Vorsicht gebraucht, diese Schriftstücke gewissermaßen als echte hinzulegen, während Sie die wirklich echten besser zu verwahren wüßten.“

Ein abermaliges blitzähnliches Aufblicken begleitete diese Worte. Wieder funkelte die Brille.

„Lassen Sie jene Leute denken, was sie wollen,“ versetzte Bessing mit einer Handbewegung. „Auf alle Fälle möchte ich dieser Besuche aber ein- für allemal überhoben sein; ich habe mir bereits in Folge dessen einen diebessicheren Schrank bestellt.“

„Recht so! . . . recht so — das Sicherste ist

immer das Rathsamere. Darf ich mir die Anfrage erlauben, ob der Herr Geheimerath schon eine Antwort in Betreff meiner Person besitzen?"

Der Rath erhob sich und sah mit einem Lächeln, in welchem Bitte und Vertrauen sich äußerlich die Wage hielten, zu Bessing auf.

„Dieselbe läßt auf sich warten; aber ich bin in Ihrer Schuld, ich habe einen Brief für Sie," versetzte Jener.

Bessing machte sich eine Weile an seinem Pult zu schaffen und kam dann mit einem Couvert zurück.

„Lesen Sie das zu Hause, wenn ich bitten darf." So verabschiedete er den unliebsamen Besuch. Er sah ihm nach, bis er draußen war, zog dann die Stirn kraus und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

XLII.

Bessing sah dann nach der Uhr, schaute nach dem Wetter und begab sich abermals auf den Weg, um dem Baron von Grimmenstein einen Besuch zu machen. Er fand dort den belgischen Gesandten, Herrn von Malines.

„Ihr Kanzler wird die ganze Welt in Brand stecken!“ empfing ihn dieser höchst aufgeregt. „In der Kölnischen Zeitung lese ich soeben von Ihrem Bündnisse mit Italien.“

„Ueberrascht Sie das?“ versetzte Bessing ruhig, indem er dem Baron, der noch immer in seinem Stuhle saß, die Hand drückte. Er näherte sich sodann seinem belgischen Kollegen.

„Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt,“ sprach er mit einem ernsten, bedeutungsvollen Lächeln.

„Die Jacke, in welche man ihn einschnüren will, wird dem kräftigen preußischen Jungen zu eng nach-

gerade," fügte Herr von Grimmenstein hinzu, mit einem Seufzer, denn bei dem feuchten Frühjahrswetter litt er heftige Schmerzen.

„Und fürchten Sie nicht, daß Ihnen das den Kaiser Napoleon auf den Hals hetzen wird und daß es in Folge dessen zu Verwicklungen kommt, die gar Niemand absehen kann?" fuhr Herr von Malines sehr ängstlich und mit Erregung fort.

„Was nutzt das Alles, mein lieber Herr Kollege! Wir haben nicht angefangen. Um offen zu sein, auch mir macht das Bedenken. Aber — wie gesagt — wir sind nicht schuld, wir wehren uns nur und da halb Deutschland sich mit Oesterreich verbündet, so schauten wir uns nach einem Bundesgenossen um."

Fast zu gleicher Zeit rief der Baron von seinem Stuhle aus:

„O! — der Kaiser Napoleon ... der ist ganz enchantirt von Herrn von Bismarck, der ist sein größter Bewunderer. Wenn Oesterreich Venedig verliert, wenn dieses an Italien fiele auf solche Weise, so würde er ruhig zusehen, denn er huldigt einmal dem vielgeliebten Nationalitätsprinzip und erfüllt einen Theil seiner Zusage an alte Freunde betreffs der Einigung Italiens. Ueberdieß — wenn er die beiden Rivalen sich zerzausen läßt — er kann

nur dabei gewinnen und schließlich kann er im geeigneten Moment ja immer mit einem schwerwiegenden Veto dazwischen treten."

Bessing und Herr von Malines hatten sich mittlerweile Stühle herangezogen und nahmen neben dem Patienten Platz.

„Wär's auch anders — wie die Dinge einmal stehen, wir könnten nichts ändern, ohne uns eine ganz unmögliche Demüthigung zuzuziehen. Nur ein kluger und kühner Steuermann kann den rechten Weg finden in dieser stürmischen See. — Vorwärts muß Preußen, — denn zurück — das wäre Schmach und Verderben!"

„Aber — verzeihen Sie — wir Uebrigen sehen diese Sachen gar nicht so schwarz. Herr von Bismarck spricht fortwährend von Rüstungen, welche die Anderen leugnen, und benutzt dieselben, um selbst zu rüsten."

„Nun, Herr von Malines, ich versichere Sie, Sie thun dem Grafen darin sehr Unrecht. Die friedfertigen Gesinnungen des Königs, dessen Stimme schließlich ja doch die entscheidende bleibt, ist allein schon Bürgschaft genug, daß nur der äußersten Noth gefolgt werden wird."

„Das ist dasselbe, was ich Ihnen vorhin schon sagte," warf der Baron hier ein.

„Aber Graf Salzka leugnet das."

„Offiziell ganz gewiß, weil er den Auftrag hat, es zu thun."

„Gestatten Sie mir, Ihnen in aller Kürze durch Zahlen zu beweisen, daß wir im guten Rechte sind in Preußen," sprach Bessing und nahm ein kleines Notizbuch aus der Tasche. „Hier die authentischen Angaben:

„‚Bis zum März standen im österreichischen Kaiserstaate, eng um unsere Grenzen gruppirt, 42 Bataillone Infanterie, 18 Depotbataillone, 34 Eskadrons und 33 fast völlig bespannte Batterieen. Ohne die noch im Marsch begriffenen Regimenter in Anschlag zu bringen, hatten sich diese Zahlen bis zum 28. März aber bereits in den um Schlesien liegenden Landestheilen auf 71 Regimenter und 44 Eskadrons mit 240 kriegsbereiten Geschützen erhöht, das heißt, daß eine Armee von 80,000 Mann unser Land bedrohte, der Preußen nur etwa 25,000 Mann, will sagen 38 Bataillone, 29 Eskadrons und 18 Batterieen entgegen zu setzen hatte — diese sämmtlich auf dem Friedensfuß.' Erst in Folge dessen haben wir unsere Augmentation begonnen."

„Ah! . . . ah! . . . in der That," stieß der belgische Gesandte mit Unterbrechungen hervor, offenbar

im hohen Maße überrascht durch diese Ziffern; auch das kluge blaue Auge des Barons sah sehr aufmerksam zu Bessing auf.

„Aber die Judenhetzen," sprach Herr von Malines, der entschieden österreichische Ideen eingesogen hatte. „Sie werden mir zugeben — Gründe finden sich immer, wenn man sie braucht, aber um dieser willen würde sich Oesterreich schwerlich so in Unkosten stürzen."

„Gründe sind so billig wie Brombeeren, sagt Fallstaff," murmelte mit einem kleinen ironischen Lächeln der Greis.

„Sie werden zugeben, meine Herren," fuhr Bessing nachdrücklich fort, „wenn von unserer Seite nichts geschähe als Notenwechseln, so würde die Regierung nicht ihre Pflicht thun."

„En effet ... en effet!" murmelte Herr von Malines.

„Rechnen Sie hinzu, daß das halbe übrige Deutschland gegen uns rüstet, daß man in Sachsen Pferde ankauft, man die Kriegsausrüstungen eifrig betreibt ..."

„Sie brauchen ja nur hier in X. Umschau zu halten," half der Baron mit einem Achselzucken ein, und so kam die Rede auf den Zeughausbrand, den alle Theile als ein „glückliches Ereigniß" ansahen. Herr von Malines wollte wissen, daß der Missethäter bereits

gefaßt sei und gestanden habe; es sei dieß ein gemeiner Soldat, welcher aus Rache, weil man ihn nicht habe befördern wollen, während er auf Posten stand, die Wagenschuppen in Brand gesteckt hätte. Auf der Flucht nach der nahen Grenze zu hätte man ihn erwischt.

„Natürlich wird man uns wieder die Schuld an dem Brande in die Schuhe schieben," sprach Bessing mit einem etwas herben Lächeln.

„Das wird nicht ausbleiben," stimmte Herr von Grimmenstein zu, „um so mehr, als das ja eine etwas seltsame Rache wäre an seinem Feldwebel oder Hauptmann."

„Nun — wir haben einen breiten Rücken, und das wird ja wohl auch einmal ein Ende nehmen."

„Seltsam, wie das Alles hier so geschehen kann," sprach Herr von Malines ziemlich naiv, „daß die Kammer das duldet, wo es so sehr an ihren Geldbeutel geht."

Herr von Grimmenstein lachte ein wenig zu heftig und schrie dann gleich hinterdrein auf vor Schmerz, auch Bessing lächelte.

„Die Kammer läßt es sich gefallen, weil sie eben muß und wir auch, aber das Sprüchwort sagt, der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Im Uebrigen, meine Herren, erlauben Sie mir nun, daß

Nicoles der Starke

ich mich von Ihnen verabschiede, um in Erfahrung zu bringen, was es mit jenem Gerücht für eine Bewandtniß hat, und uns so viel wie möglich gegen üble Nachrede zu schützen."

„Ist nicht ein wenig Uebertreibung bei jenen Zahlen?" frug der belgische Gesandte mißtrauisch, als Bessing hinaus war.

„Ich vermuthe, nein," erwiederte der Baron; „was die Sache noch wahrscheinlicher macht, ist der Umstand, daß man in Oesterreich den Zeitungen befohlen hat, über alle Heeresbewegungen das strengste Schweigen zu bewahren."

„Ah . . . en effet!"

„Bei meinen gelegentlichen Ausfahrten sehe ich grün angestrichene Protzkasten und Räder an allen Straßenecken — daß also hier gerüstet wird, ist nicht zu leugnen. Ich rathe, wer es gut meint, der rede zum Frieden, der warne Haus Oesterreich und seine chauvinistischen Anhänger, denn ich fürchte, ich fürchte, sie werden eines Tages ihren Vorwitz bitter bereuen."

Mit einem nochmaligen „en effet!" empfahl sich Herr von Malines sehr nachdenklich, ohne daß der Baron erfuhr, was er im Sinne hatte.

XLIII.

Als Bessing heimkam und in sein Arbeitszimmer trat, erhob sich dort die stattliche Figur Fritz Sannow's aus einem Lehnstuhl.

„Ich habe Deinem Bedienten gesagt, daß er mich nicht verräth; ich wollte eine Ueberraschung für Dich sein, lieber Hugo. Bin ich zu arrogant?"

Mit diesen Worten kam der Privatdozent dem Freunde entgegen und zog den Hocherfreuten an seine Brust.

„Wir haben Ferien," fügte er hinzu, gleichsam um sein häufiges Kommen zu beschönigen.

„Du Glücklicher!" versetzte Bessing und sah ihm herzlich in die Augen. „Ferien! . . . das macht Einen ordentlich wieder jung, das Wort allein."

„Nicht wahr? . . . gleichviel ob Lehrer oder Schüler, mir geht's gerade so; ich komme mir ordentlich übermüthig vor und allerhand tolle Ideen gehen

mir in's Blut, wenn die Zeit heran kommt, gerade so wie in meinen Schuljahren."

„Und wie Du strahlst, Fritz ... In Wahrheit, Du bist ein glücklicher Mensch ... So ein Bräutigam!"

„Unberufen — unberufen!" unterbrach ihn Sannow, mit der Hand wehrend, nicht weniger abergläubisch, der gelehrte Herr, wie andere Leute in diesem Punkte.

„Also gut Wetter?" frug Bessing mit einem freundlichen, gewinnenden Lächeln, indem er den Freund sanft in den Stuhl drückte.

„Ja, und hoffentlich beständig!" erwiederte dieser mit einem Kopfnicken, dann lehnte er sich plötzlich vor und fügte hinzu: „Uebrigens habe ich den Auftrag von meiner Schwiegermutter und Ernestine, der Ueberbringer ihrer Entschuldigungen bei Dir zu sein. Sie sind etwas beschämt; Du kannst es mir glauben."

„So, so!" versetzte Bessing, in seinem Cigarrenschränkchen herumsuchend.

„Du mußt mit ihnen nicht rechten," fuhr Sannow fort, „lange Haare, kurzer Verstand, sagt Schopenhauer. — Also sie bereuen, so wenig freundlich gegen Dich gewesen zu sein neulich. Sie singen Dein Lob nach jeder Richtung, nur der Preuße ist

ihnen unsympathisch in Dir, sonst, nach ihren Redensarten, müßte ich fürchten, daß meine gute Schwiegermutter sich auf ihre alten Tage noch in Dich verliebt hätte."

„Aehnliches — das heißt nicht das Letztere, sagte mir schon Dein Schwiegervater damals. — Ich glaube wirklich, ein Mohr ginge hier nicht schwärzer einher als ein Mensch, der hinter der nahen Grenze geboren ist. Es muß doch einige Mühe gemacht haben, das den Leuten zu lehren."

„Es ist gewissermaßen ein Artikel im X.er Katechismus, lieber Fritz. Dagegen können sie nicht an. Muß ich's doch auch tragen."

„Nun — also schließen wir Frieden; versichere den Damen meinen Respekt. Das Schuldbuch sei zerrissen."

„Ich danke Dir, Hugo ... Uebrigens hörte ich heute in aller Frühe schon noch anderwärts Dein Lob singen."

„Auf der vorletzten Station, jenseits der rothgrünen Pfähle?"

„Nein — hier im Oertchen."

„Das nimmt mich Wunder!"

„Ich benutzte nämlich die frühe Zeit, um mir das zu lang gewordene Haupthaar schneiden zu lassen.

In Heidelberg komme ich selten dazu. — Vor dem Laden stand ein Reitpferd und als ich hineinkam und in meinem weißen Mantel mich unter den Händen des ami de la tête befand, vernahm ich die Bruchstücke eines Gesprächs im Nebenraum. Graf Salzka und Seppi Kühkopf waren die handelnden Personen."

„Wie — zu so früher Stunde schon?"

„Du bist doch nicht eifersüchtig? — Hast auch keinen Grund dazu, höchstens der Andere, denn alle Augenblicke sagte Seppi, Du wärest doch ein ganz anderer Mann wie er, so hübsch solide, so vornehm und so weiter."

„Ich bin außerordentlich dankbar!"

„‚Was geht das denn Sie an, Seppi?' frug Salzka lachend. ‚Der will nichts von Ihnen wissen, und verhetzen werden Sie uns Beide doch nicht, denn dazu denken wir zu gut von einander. Aber ich weiß recht gut, daß Du ein Auge auf ihn hast!' — So ging das in Einem fort, theils scherzend, theils ernster manchmal."

„Der Graf hat Recht; ich achte ihn hoch und liebe ihn beinahe brüderlich. Um so mehr bedaure ich, daß die politischen Ereignisse es verhindern, daß wir uns noch herzlicher an einander anschließen können."

„Hier sieht's ja toll aus!“ rief Sannow plötzlich aufstehend und seine Cigarre von der Asche befreiend. „Revolution und Brandstiftung! . . . Glücklicherweise war es den Meinen dieses Mal so stark, daß sie behaupteten: Alles dürfte man den Preußen aber doch auch nicht in die Schuhe schieben; an der Bornaer Geschichte seien sie unschuldig, das stände fest.“

„Nun — das ist doch wenigstens etwas,“ versetzte Bessing lächelnd, „bliebe also nur noch das Zeughaus.“

„Sie lüden Dich gerne zu Tisch ein, wissen nur nicht recht, wie sie es anfangen sollen. Aber wirklich, lieber Hugo — ich bin sehr glücklich, und Du thätest mir einen großen Gefallen, wenn Du einmal hingingst und die Frauenzimmer beruhigtest Deinetwegen.“

„Was thäte ich nicht Dir zuliebe, Fritz? Ich trage keinen Groll im Busen, ich werde kommen, gib mir nur einen Wink. Ich möchte Dich gern einmal mit Deiner Braut zusammensehen.“

„Du glaubst gar nicht, wie das Mädchen sich entwickelt hat, wie sie aufblüht und was das Alles, bis auf den kleinen Rappel, für ein paar prächtige Menschen sind.“

Eine ganze Weile schwelgte der glückliche Bräutigam nun in der Schilderung und Aufzählung der Reize seiner Braut, und Bessing hörte ihm freundlich theilnehmend zu. — Dann kam das Gespräch wieder auf die Tagesneuigkeiten zurück.

„Wie ich höre, bereitet sich in der Kammer ein Sturm vor."

„Das war schon öfters der Fall, aber es verlief immer Alles ziemlich ruhig und die Wogen lenkten bald wieder in das offiziell gewünschte Fahrwasser ein."

„Ganz richtig, aber dieses Mal ist denn doch ein zu reichliches Material zusammengebracht; außerdem, es geht an den Geldbeutel und die Leute sind gegen den Krieg. Der Schatten Preußens fällt doch gar zu schwer und beängstigend auf das kleine X. Gib Acht — dieses Mal werden einige Leute in große Verlegenheit kommen. — In der Morgenzeitung befindet sich ein Aufsatz, der mit einer hierorts unerhörten Kühnheit geschrieben ist. Man will besonders dem General und dem Bardenstein zu Leibe."

„Nun — Die sind so ziemlich feuerfest," erwiederte Bessing mit einem bezeichnenden Lächeln, „die sitzen fest in der Gnade des Herrn und der Gräfin Felicitas, das wird also vorüberrauschen."

„Dieses Mal doch wohl nicht. Man greift ihre

Fähigkeiten und ihre Rechtlichkeit in einer Weise an und mit aktenmäßigen Beweisen — ihre ganze Amtsführung sei ein Skandal!“

„Du weißt das alte Sprüchwort, lieber Fritz: Fett schwimmt allezeit oben! Man beschmutzte sich daran die Hände, weiter nichts, und wem Gott ein Amt gibt —“

„Dem gibt er auch das Gehalt,“ fiel Sannow ihm in die Rede.

„Auch das, hier ganz besonders, denn Beide vereinen der Aemter und Gehälter mehrere in ihrer Person. Diese Version war mir übrigens neu, aber sie trifft wunderbar zu.“

„Ich habe hier etliche gute Freunde noch, die haben es mir gesagt; die öffentliche Anklage wird auf grobe Unterschleife lauten und nebenbei die gänzliche Unfähigkeit der Betreffenden schonungslos bloßlegen; überhaupt diese ganze gefährliche Schranzenwirthschaft, die uns zu einem Bündniß mit Oesterreich drängt, kommt dieses Mal zur Sprache.“

„Dann wird da oben wieder einmal bös Wetter sein,“ versetzte Bessing nachdenklich.

„Niemand Geringeres als mein eigener Onkel, der Rektor Magnifikus, ist es, der damit hervortreten wird, den wurmen die Sechspfünderkanonen,

die das Geld für seine reparaturbedürftige Aula verschlungen haben, noch immer. Eine große Partei, eigentlich der ganze gebildete und unabhängige Theil der Bevölkerung steht hinter ihm. Außerdem — ein Mann von seinen Kenntnissen hat nichts zu fürchten, der findet überall sein Brod.“

„Wollte Gott, daß es nur hülfe,“ sprach Bessing an's Fenster tretend und eine Weile schweigsam hinaussehend.

„Auch über dem Haupte des Platzmajors zieht sich ein böses Gewitter zusammen,“ fuhr Sannow fort.

„Dem kann es am wenigsten schaden; — eine unheimliche Persönlichkeit, dieser Herr von Rottweil.“

„Man ist da den seltsamsten Dingen auf die Spur gekommen.“

„Wie?“ sprach Bessing und drehte sich schnell herum.

„Der Onkel und die Anderen wollten mit der Sprache nicht recht heraus, aber ich glaube, daß für den Helden von Borna eine recht unangenehme Viertelstunde kommen wird. — Doch wie ist es? — hast Du nicht Lust zu einer kleinen Promenade? Ich muß hernach wieder zu den Meinen zurückkehren.“

„Dann begleite ich Dich bis vor's Haus.“

XLIV.

Das Frühjahr hatte seine ganze Pracht entfaltet. Der blaue Himmel sah herab auf das weite Land mit seinen knospenden Saaten und sprossendem Grün. Die ersten Blumen wirkten sich ein in den Teppich der Wiesen, Primeln, Aurikeln und Hyazinthen schmückten die Beete vor den Häusern. Im leisen, lauen Zuge des Windes schwankten die hellgrünen Birkenwedel, und Bäume und Gebüsche prangten im jungen Laub. Lustig haschten sich die Vögel in den Zweigen und ließen laut ihr Jubellied ertönen.

Auf den Gemüthern der Menschen aber lastete die schwere Sorge und drinnen im Schlosse ging man vorsichtig auf den Zehen.

Die angedrohte Interpellation hatte stattgefunden in der Kammer, der Rektor Magnifikus hatte gesprochen; es hatte einen wahren Sturm gegeben, denn die Thatsachen, welche er behauptete, und die

Beweise, welche er vorbrachte, waren geradezu erdrückend. Er hatte die langjährige Mißwirthschaft im Lande beleuchtet, von der unwürdigen Lage der Kammer gesprochen, welche beschlösse und redete, ohne daß man sich jemals darum kümmerte, ohne daß die Regierung, die stets nach eigenen Sympathieen und Ermessen handelte, auf das wahre Volkswohl und seine wirthschaftlichen Interessen Rücksicht nähme. Es wäre ein vollkommen persönliches Regiment, das man führe, nur fremde, eigennützige Stimmen seien es, welche das Ohr des Regenten besäßen ... Parasiten.

Hier war der Redner zum ersten Male zur Ordnung gerufen worden.

Dann kamen die Details, anknüpfend an den Brand und die Bornaer Affäre, anknüpfend ganz besonders an die Anleihe zur Beschaffung des verbrannten Kriegsmaterials. Wo blieben da der Minister und der General von Sandrewsky? Unter den vernichtenden Worten, Angriffen und Beweisen erbleichten sie und vermochten den Mund nicht mehr aufzuthun; wo das Geld für die Armee und die Instandhaltung des Materials hinkam, erzählte der Rektor und las von einem kleinen Papierröllchen in Einem fort häßliche Zahlen ab, zeigte mathematisch genau, wie und wo der Schweiß des Landes sich im

Sande und in den Taschen gewisser Bevorzugter verlief, welche bis zu fünf und sechs Aemter und Gehälter in ihrer Person vereinigten, ohne daß man sie jemals beschäftigt sähe.

Dann kamen die böse Gräfin an die Reihe, der Hofmarschall und der edle Bardenstein mit seinem Stall, der jährlich hundertundfünfzigtausend Thaler auffraß. Wer diese waren, wie sie nach X. gekommen waren, klein und abgerissen, und wie sie hier, ohne Kenntnisse und Verdienst, in wenigen Jahren aufgegangen waren wie die Pfannkuchen — (hier wurde der Redner abermals wegen des unparlamentarischen Ausdrucks zur Ordnung gerufen) — wie sie zusammen eine verderbliche Macht im Staate bildeten in ihrem eigenen und in des Auslandes Interesse, das wurde haarklein gezeigt.

Nach der Erklärung, daß er Oesterreich und das Kaiserhaus liebe und verehre wie ein jeder andere gute Deutsche, daß aber ihre geographische Lage und die allernächsten Interessen sie und X. an Preußen wiesen, kamen dann wieder die bösen Zahlen, erst im Einzelnen und dann in der Summa, und diese letztere war so drückend groß, daß auch die eifrigsten Verfechter des herrschenden Systems ihre Haare sich sträuben fühlten.

Dann kam jene Anleihe auf's Tapet, welche man mit dem Zeughausbrande motivirte und welche, nachdem die Einzelheiten bekannt wurden und der wahre Zweck derselben, die Kammer beinahe einstimmig ablehnte.

Der General ging hier mit einem furchtbaren Blicke zähneknirschend zum Saale hinaus, etwa so, als plante er einen Staatsstreich, und so hörte er nicht, was man über die Bornaer Geschichte und den Helden derselben sagte, und wie schließlich Rufe laut wurden, das Zeughaus sei absichtlich angesteckt worden, und wo denn der Soldat wäre, der dort auf Posten gestanden hätte? — Derselbe hatte nämlich Gelegenheit gefunden, aus dem Militärarrest zu entspringen, und war seitdem verschollen. Es war ein wahrer Sturm und er brauste furchtbar weiter durch das Land. — Natürlicherweise wurde die Kammer in höchster Ungnade aufgelöst und die Anleihe ohne Zustimmung derselben erhoben, gegen persönliche Bürgschaften des Herzogs, der somit allein die größten Opfer brachte.

Der Minister und der General, welche ihre Demission einreichten, blieben im Amte, denn Nachgeben hielt man für schmählich, aber der Zorn Serenissimi gegen sie und namentlich gegen den tapferen, ihm so interesselos ergebenen Kriegsmann war groß.

Nur aus Widerspruch, nur um sich nichts zu vergeben, sich nicht vor der Kammer zu demüthigen, handelte er so; im Herzen aber litt er einen großen Schmerz; — die Erkenntniß war bitter. Hatte er früher schon erfahren, daß der General die Gelder des Staates eigenmächtig und zu eigenen Zwecken verwendete — nachdem er die Kammerverhandlung gelesen hatte, die man ihm auf seinen ausdrücklichen Befehl hatte geben müssen (und noch dazu die liberale Morgenzeitung), war der alte, im Grunde so edle und vertrauende Fürst tief erschüttert.

Die Augen gingen ihm auf: man hatte ein langes, unwürdiges Spiel mit ihm getrieben. Er hatte niemals geahnt, wie man ihn und sein Regiment im Lande fast allgemein beurtheile und daß er, wenn nicht gehaßt, so doch ganz gewiß auch nicht geliebt wurde von seinen Unterthanen . . . Verrathen und verkauft! — —

Herzog Franz hatte gehört, gelesen und sich dann eingeschlossen, um allein zu berathen, was er zu thun habe, um Einkehr zu halten in sich selbst. Gegen Abend spät aber, und nachdem er die Herzogin verschiedene Male abgewiesen hatte, ließ er den General von Bodmann zu sich bescheiden. Erst nach Mitternacht war dieser von ihm gegangen.

Am andern Morgen hatte der Herzog mit dem Minister von Königsbach gearbeitet; die Folge davon war die erwähnte Auflösung der Kammer und des Rektors Enthebung von seinem Amte. Seitdem war der Herzog allein, nur seine jüngste Tochter war einige Minuten lang bei ihrem Vater gewesen. Sie fand ihn gealtert und weich gestimmt, aber stumm. Gegen Mittag kam Prinz Alexander. — Zwischen den beiden Brüdern fand eine lange, sehr erregte Unterredung statt, in Folge deren der dienstthuende Adjutant hernach zu besonderen Aufträgen hereingerufen wurde. Prinz Alexander hatte sich nämlich in der eingehendsten Weise bemüht, jenen bösen Gerüchten auf den Grund zu kommen, welche über den Zeughausbrand umgingen; ebenso machte er dem Fürsten Mittheilung davon, daß der Hauptmann von Rottweil dem Rektor Magnifikus und noch einigen Abgeordneten seine Sekundanten geschickt hätte. — Der Rektor hatte jene Herausforderung unverzüglich angenommen und seinen Neffen, den Privatdozenten Sannow, mit der Ordnung jenes Streites beauftragt.

Mit allerhöchstem Unwillen und Staunen nahm Herzog Franz diese Mittheilung entgegen; er erblaßte aber dann, als der Prinz ihm gegenüber es

geradezu aussprach, daß jener famose Zeughausbrand unbedingt von den Personen auszugehen scheine, welche dabei das meiste Interesse hätten.

„Wen meinst Du damit?“ frug der Herzog in hoher Erregung, ganz entsetzt über diesen Verdacht.

„In erster Linie den General von Sandrewsky,“ war die trockene Antwort.

„Beweise . . . Beweise!“ rief der Herzog wüthend, nicht im Stande, so etwas zu glauben, und aus alter Gewohnheit seinen bisherigen Günstling in Schutz nehmend, indem er mit großen Schritten das Zimmer durchmaß.

„Wenn sich die Kette meiner Beweisgründe schon geschlossen hätte, würde ich um ein Kriegsgericht bitten, das diesen Frevel straft,“ versetzte der Prinz mit Nachdruck. „In der Kammersitzung wies man förmlich mit Fingern auf den Hauptmann von Rottweil. Es war ein moralisches Spießruthenlaufen.“

Er sah seinen Bruder plötzlich stutzen, stillstehen, die Hand zum Munde führen und allerhand unverständliche Worte murmeln. Viel kleinlauter wandte sich Jener dann zu ihm zurück.

„Und Du sagtest, der Rottweil habe Herausforderungen ergehen lassen?“ frug er sehr nachdenklich, den Gesprächsstoff unvermuthet wechselnd.

„Allerdings. — Auch ist der Platzmajor in meinen Augen stark kompromittirt: die ersten Untersuchungen des Thatbestandes und namentlich die an Ort und Stelle gingen durch seine Hand. — Daß jener Posten entspringen konnte, ist verdächtig und eine unverantwortliche Nachlässigkeit, welche im Publikum die eigenthümlichsten und unangenehmsten Auslegungen erfährt und demselben Herrn zur Last fällt.“

Der Herzog hatte mittlerweile schon geklingelt und den Adjutanten vom Dienst zum Platzmajor geschickt. Als derselbe anlangte, kam es zu einigen sehr erregten Erörterungen, aus denen es deutlich hervorging, daß der Prinz dem Herrn für seinen Bornaer Heldenmuth wenig Dank wußte, der Herzog aber seinen Günstling in Schutz zu nehmen versuchte, welcher, wenn auch ein wenig übereifrig, doch ein warmer Anhänger und Diener seines Fürsten sei. — Hauptmann von Rottweil wußte sich weiß zu waschen, denn er war ein gewandter Fuchs, dem Prinzen Alexander und vor Allem dem gütigen Herzoge viel zu schlau. Er begann zuletzt sogar nicht übel den mit schnödem Undank Belohnten beiden hohen Herren gegenüber zu spielen. — Mit dem Befehle, jene Herausforderungen augenblicklich zurück-

zunehmen, aber sonst in allen Gnaden, wurde er vom Herzoge zuletzt entlassen.

Die Brüder waren wieder allein. Des Herzogs Mißtrauen richtete sich jetzt gegen den Prinzen. Jene Anklage hielt er für unedle Rache. Sie besprachen die äußere Weltlage. Der Prinz machte dem Herzoge lebhafte Vorstellungen und beschwor ihn, wenigstens neutral zu bleiben. Jener Streit würde sich friedlich beilegen und große Summen blieben dann erspart, auch große Verlegenheiten ihm und dem Lande. Außerdem, das Bündniß, welches Preußen mit Italien geschlossen hatte am achten April, bringe Oesterreich zwischen zwei Feuer. — Der Herzog blieb sehr zurückhaltend; jenes Bündniß nannte er einen hinterlistigen Streich des Herrn von Bismarck. Er erklärte barsch, er könne nicht zurück, denn er habe Oesterreich nun einmal sein Wort gegeben. Er begann aber alsdann herauszurechnen, um wie viel stärker Oesterreich mit den Mittelstaaten sei wie Preußen. — Das Ende jener Unterredung war, daß Prinz Alexander nach einigen harten Vorwürfen wüthend das Schloß verließ und nach Hause eilte.

Während alles dieß auf dem Schlosse geschah und verhandelt wurde, gingen draußen dichte Menschengruppen aufgeregt auf und ab, welche die Neu-

gierde, die Erregung oder auch das Nahen der Wachparade hieher trieb.

Zwischen diesen Leuten befand sich der Rektor Magnifikus, der mit einigen Befreundeten, unter welchen der kleine Onkel Pabstmann bemerkt wurde, lebhaft gestikulirend und mit sehr rothem Gesicht auf und ab spazierte und seinem Herzen Luft machte.

„Absetzen . . . mundtodt machen will man mich!“ rief er, die Arme energisch bewegend und hinter der Hornbrille hervor wahre Blitze schleudernd. „Man will mich maßregeln, weil ich die Wahrheit sagte . . . die aktenmäßige Wahrheit? . . . Na — wartet nur! . . . Ich bleibe, ich stehe auf meinem Rechte!“

„Aber, liebes Freundchen,“ bat Onkel Pabstmann, à quatre épingles wie immer und ganz konsternirt über diese Sprache, „so alteriren Sie sich doch nicht so sehr . . . du lieber Gott! . . .“

„Thorheiten, Pabstmann! . . . Ich mich alteriren! . . . Na, das fehlte gerade noch!“ rief der Rektor in solcher Erregung, daß die Anderen in ein heiteres Gelächter ausbrachen, welches aber den gelehrten Herrn durchaus nicht störte.

„Und dieser saubere Mensch, der Platzmajor, schickt mir da eine Herausforderung in's Haus, weil ich seine Heldenthaten in's gehörige Licht gestellt habe . . .

Alles aktenmäßig, meine Herren, verbürgt. — Als ein Mitglied der Kammer bin ich zwar eine persona sacra, aber ich werde ihn auflaufen lassen, den Herrn Bramarbas!“ (Hier schüttelte der zornige kleine Mann mit einem wahrhaft erschrecklichen Lächeln die Hand.) „Habe meine Terzen und Quarten noch nicht ganz vergessen, trotz meiner fünfundfünfzig Jahre, und wenn's an's Schießen geht ... ich bin ein alter Jäger ... ein Nimrod vor dem Herrn, ... er soll mir nur kommen!“

„Aber, liebster, bester Freund!“ fiel bittend der kleine Pabstmann ihm abermals in die Rede und sah sich scheu nach rechts und links um.

In demselben Augenblicke erhob sich vom Schlosse her ein Tumult; einzelne Rufe wurden hörbar zuerst, dann klang gelles Pfeifen dazwischen. Die Menge flutete vorwärts und ballte sich zusammen.

Als unsere Bekannten dort hinüber sahen, erblickten sie den Platzmajor, welcher soeben aus dem Schloßportal heraustrat und im Begriffe war, in eine Droschke zu steigen.

„Da ist er ja, der Held von Borna!“ knirschte der erregte Rektor Magnifikus und bewegte verächtlich die Hand ... „Nicht mehr die Wahrheit sagen? Holla! ... Ich habe lange genug geschwiegen und

ebenso das Land, obgleich man meine Hörräume verfallen ließ, um Kanonen und solchen Plunder dafür zu kaufen!“

Mittlerweile war der Platzmajor in eine verschlossene Droschke gesprungen, er fuhr unter dem Spottgeschrei der Menge davon zum General von Sandrewsky.

Beide fehlten hernach bei der Wachparade.

Auch Graf Salzka und Bessing waren unter der Menge. Dicht unter Valeriens Altan gingen sie mit kleinen Schritten neben dem bequemen Rollwagen des Baron Grimmenstein auf und ab und unterhielten sich über die Ereignisse in der Kammer. Bessing war sehr ernst gestimmt, denn er hatte den Auftrag, Aufklärungen über die Rüstungen im Lande zu fordern, beim Herzoge vorstellig zu werden und diesen zu der bestimmten Erklärung, Preußen nicht feindlich gegenüber treten zu wollen, zu bewegen. Es war ihm außerordentlich peinlich, in diesem Augenblick gerade, den Vater der Geliebten zu interpelliren und gewissermaßen von seiner jetzigen üblen Lage Nutzen zu ziehen; er zögerte deßhalb von Stunde zu Stunde. Auch litt er schwer unter dem sich selbst auferlegten Zwang, Hilda nicht sehen zu dürfen. Nur zweimal seitdem war es den beiden Liebenden

gelungen, ein kurzes Wort zu wechseln und einen schnellen Händedruck, auf dem Wege zu Hilda's Malstunden.

Graf Salzka und der Baron dagegen faßten die Dinge ganz anders auf. Ersterer vermochte kaum, seine satirische Laune zu zügeln, während der alte Herr seiner Entrüstung Worte lieh und die Vermuthung aussprach, daß dem Herzoge nun endlich doch die Augen aufgehen müßten.

Salzka bestritt das; während man noch darüber debattirte, kam die Wachparade mit Schellenbaum und klingendem Spiel und zog vor's Schloß.

„Das sind die Stützen!" rief Salzka sarkastisch.

„Sie sind, wie mich dünkt, nur ein wenig schwach," erwiederte Herr von Grimmenstein.

Bessing gab nicht Acht, denn er hatte seitwärts des Gedränges soeben Sannow erblickt, der, offenbar sehr verstimmt, den Kopf gesenkt und die Lippen fest aufeinander gepreßt, quer über den Platz eilte.

„Sie entschuldigen, meine Herren," sprach er und entfernte sich hastig in der Richtung, die Jener einhielt. Nach hundert Schritten hatte er den Freund erreicht und rief seinen Namen.

Sannow drehte sich herum, wurde ihn gewahr und blieb stehen.

„Nun, nun — die Stirne so in Falten?“ sprach Bessing, ihm die Hand reichend.

„Soll ich nicht? — O! . . . ich bin in einer Stimmung, um schier des Teufels zu werden!“ rief Sannow bitter und bewegte die Hände im höchsten Unmuth.

„Diese fatale Duellgeschichte! — Nun, hoffentlich wird dieselbe — ja muß sie sich gütlich beilegen lassen.“

„Das allerdings . . . aber was drum und dran ist! . . . Ich halte es nicht mehr aus . . . ich bin ein unglücklicher Mensch!“

„Nun, nun! — Du, Fritz? — Um des Himmels willen, was hat es denn nur gegeben?“

Sannow zog die Stirn noch finsterer zusammen und seine Stimme zitterte, als er, Bessing's Arm erfassend, diesen beiseite zog und, sich bezwingend, so leise wie möglich zu sprechen, fortfuhr:

„Meine Schwiegermutter . . . Ernestine! . . .“

„Nun? . . .“

„Ich stehe natürlich auf Seiten meines Onkels.“

„Gewiß, Fritz.“

„Gestern Abend schon brach der Sturm los. Meine Schwiegermutter mit einem Gesicht, so lang, empfing sie mich. Mein Schwiegervater zittert für

sein Amt. Ich, der Neffe jenes Hochverräthers, sein Schwiegersohn! — Die Frauen schwimmen in Thränen; mit stummen, vorwurfsvollen Blicken gehen sie stumm um mich herum, wagen meine Hand nicht zu berühren, als wäre ich ein Aussätziger, seitdem mein braver Ohm dem Lande einmal die Wahrheit gesagt hat ... Du lieber Himmel ... welche Menschen gibt es doch! ... Es ist zum Rasendwerden!"

„Du bist da allerdings in einer schwierigen Lage, Fritz, welche die allergrößte Geduld und Nachsicht erheischt."

„Geduld! ... Nachsicht!!" rief Sannow losplatzend, „die habe 'mal Einer bei solchen verknöcherten, stockblinden Fetischanbetern! — Ich hab's versucht, ich trug das Alles, hielt an mich, so viel ich konnte; hernach versuchte ich's mit gelinden Worten, so schonend wie möglich ... aber nun ... nun brach es los und dann ich auch, und wie ich schließlich von Spitzbubenwirthschaft und Todtschießen sprach, da verschloß der Alte die Thür, die Mutter kreischte laut auf und Ernestine versicherte mir, so lieb sie mich habe, sie könne mich nie wieder ansehen, denn ich hätte keine Gottesfurcht — ich wäre ein Rebell! ... Ich, ein Rebell, Hugo!?"

„Armer Junge!“

„Da stieß ich einen Fluch aus — das heißt ich zermalmte ihn halb durch die Zähne und bin gegangen. Ich machte mich auf den Weg zu dem Platzmajor — das wissen Die noch gar nicht einmal, denn der Alte wagte nicht, es ihnen zu sagen. Ich fand den Schurken nicht daheim.“

„Soeben ist er fortgefahren vom Schloß.“

Sannow blieb stehen.

„Dann will ich ihm nach, denn die Sache hat Eile,“ versetzte er entschlossen. „Bedaure mich, Hugo! ... Weiß Gott, was nun werden wird!“

„Ruhig Blut vor Allem,“ versetzte Bessing ernst, indem er Sannow's Hand noch in der Rechten behielt, „im Uebrigen sei besonnen in dem, was Du jetzt zu thun beabsichtigst.“

„Ja wohl! — ich werde besonnen sein ... sehr besonnen! — Ich bitte, laß mich los — ich bin in einer verzweifelten Laune ...“

„Fritz! Fritz! ...“

„Nun — das sage ich Dir — an meinen Onkel kommt der Held von Borna nicht heran! Aber ich — Fritz Sannow, ich, der Senior der Vandalen und preußischer Reserveoffizier — ich werde mich ihm offeriren. — Und gnade ihm Gott! ...“

So sprechend befreite sich Sannow beinahe gewaltsam und eilte spornstreichs davon.

Bessing sah ihm nach, schüttelte sorgenvoll den Kopf und ging, um seine Bekannten wieder aufzusuchen. — Zufällig aufsehend erblickte er oben auf dem schmalen steinernen Altan, halb im Schatten des Gebäudes stehend, die schlanke, helle Gestalt Valeriens; hastig zog er den Hut, verneigte sich und erröthete dabei.

Ja — dort oben stand die ehemals so heiß Geliebte, sie, die einst sein Herz vor Wonne pochen machte, sie, durch welche er den ersten tiefen Schmerz im Leben kennen gelernt, die zierlichen Ellenbogen leicht auf die Balustrade gestützt, den klassischen Oberkörper vornüber geneigt, und sah ihn an ... Ein seltsamer Blick; er bannte ihn fest, er schnitt ihm durch die Seele; so vorwurfsvoll und sehnsüchtig schaute sie herab auf den Mann, den sie einst mit Kälte behandelte. — Schöner wie je war sie in diesem Augenblicke, wo eine Garbe goldenen Sonnenlichts ihr Hinterhaupt streifte, ihr schönes, blondes Haar, und sie wie mit einer Glorie umwob, wo ihre dunklen Augensterne, so groß, so ungewohnt, beinahe heiß und verheißend den Mann da unten anschauten. — Die stolze Valerie — so hatte er sie noch niemals gesehen!

Wie gesagt, er fühlte etwas wie Vorwurf, einen heftigen Stich da drinnen. Er vernachlässigte das schöne, vereinsamte Mädchen, das ihm einst so theuer war. — Sah das nicht aus wie kleinliche Rache?

Er grüßte noch einmal, fast verlegen, und hätte gewiß das Wort an sie gerichtet, wäre es ihm nicht unpassend erschienen, dort hinauf zu rufen. Er näherte sich dem Grafen und Baron Grimmenstein, aber er nahm sich vor, in der allernächsten Zeit einen Besuch im Ritter zu machen.

Wie schön Valerie war, als bekäme sie täglich neue Reize! Wie seltsam und bewegt sie ihn anschaute soeben! ... so vorwurfsvoll! ... Was konnte er dafür? ... Aber wenn die Liebe auch entflohen war und sich ein anderes, wärmeres Nest gesucht hatte, das Mitgefühl war nicht erloschen: sie dauerte ihn — ein verfehltes Leben, ein edles, mit allen Reizen geschmücktes Geschöpf, das trotz alledem nicht glücklich war und Niemand beglückte.

Und Prinz Alexander? ... Ein psychologisches Räthsel war er: man sagte, seit jenem allgemein bekannt gewordenen Vorfalle, besonders seit er zurück war von der italienischen Reise, sei derselbe wie verwandelt, läge er seiner schönen Frau nicht gerade zu Füßen, aber sei er ein Bettler und sie eine Grau=

same. Prinz Alexander war auch hiebei, wie immer, ein Unberechenbarer, ein Sonderling: er war fast übertrieben höflich gegen seine Gemahlin, zeigte sich öffentlich mit derselben, wann und wo er konnte, und war noch mit keinem Schritte wieder in der Behausung der Hofmarschallin und deren Tochter gewesen, schickte weder Briefe noch Bouquets.

Man sagte, jene Liaison sei zu Ende.

Das herbe, unbewegliche Gesicht der ehrgeizigen Mutter widersprach dem nicht. — Seltsam war Bessing Valerie soeben erschienen und ebenso eigenthümlich hatte er Prinzessin Henriette gefunden in der letzten Zeit. Trotzdem diese, wie man sagte, jetzt Ruhe hatte vor ihrem Gemahl, glücklicher sah dieselbe deßhalb nicht aus... Im Gegentheil, Bessing meinte auf dem letzten Hofball eine nervöse Aufgeregtheit und eine zerstreute Hast an ihr bemerkt zu haben, welche der hohen, schönen Frau sonst vollständig fremd gewesen waren.

Ein neues Zusammenlaufen und ein unruhiges Summen in der Menge: Prinz Alexander verließ das Schloß. Der grün und rothe Federbusch des Jägers oben auf dem Bock war über den Köpfen der Menge sichtbar.

Was mochte Valerie dort oben jetzt empfinden?!

*

Mittlerweile hatte Sannow Den, welchen er suchte, glücklicherweise nicht zu Haus gefunden. Der Platzmajor befand sich nämlich augenblicklich bei dem General in dessen splendider Dienstwohnung hinter dem Schloßpark. Sie standen in einer Fensternische und unterhielten sich aufgeregt, wenn auch nicht gerade sehr laut. Die dichten seidenen Vorhänge verbargen sie den Vorübergehenden.

Hauptmann von Rottweil stand offenbar in einem seltsamen Verhältnisse zu seinem Vorgesetzten, denn die Art und Weise, wie er mit demselben sprach, blieb nicht immer in den Grenzen, welche die militärische Subordination vorschreibt.

Er beklagte sich bitter und mit einigen höchst unpassenden Ausdrücken über den Prinzen Alexander und seine Verdächtigungen, was der General mit Achselzucken begleitete, und theilte diesem mit, daß der Herzog ihm bestimmt befohlen hätte, seine Herausforderung zurückzunehmen.

„Hm, hm!“ brummte der General, „dachte es mir gleich, ist halt auch das Gescheidteste so, ist dort wenig Ehre zu holen.“

Rottweil drehte ungeduldig an seinem dunklen Barte.

„Ich frage den Teufel darnach! ... Ich wollte

die Burschen nur warnen, aber dagegen, daß der Prinz jene Verdächtigungen aussprechen konnte, dagegen bitte ich um Schutz und Remedur."

„Nicht immer gleich so heiß, mein Freund; nicht so gar heftig in's Zeug gehen," versetzte der General mit einer Grimasse und begann dann ebenfalls den Bart zu drehen. „Wenn es stürmt, dann bückt man sich und wartet fein, bis wieder anderes Wetter ist. — Wir sind augenblicklich Alle halt in keiner angenehmen Lage. — Wo die Gelder blieben, heißt es? ... Je nun — das weiß doch Serenissimus am besten."

Der Platzmajor sah beinahe insolent dem General in das Gesicht bei dieser Abschweifung.

„Sie zweifeln? Dort in meinem Schrank liegen alle die Korrespondenzen ... Paraden, Manövers mit Extravergütungen an Bier und Wein für die Leute — das kostet Geld. Dasmal Helme, dießmal Käppis, und dann die herzoglichen Livréen und die anderen Sachen ... Ich trage es geduldig, ich mache den Sündenbock. Vielleicht weiß man es mir Dank zuletzt."

„Es hat aber nicht Jeder diese Natur, Excellenz!" brauste Rottweil auf.

„Still, still, Freundchen," fiel ihm der General

mit einem gutmüthig scheinen sollenden Lächeln in's Wort, „Sie werden das auch noch lernen. — Ich sagte es Ihnen ja gleich — Sie waren da oben ein wenig zu rasch. Das hat böses Blut gemacht."

Der Platzmajor bewegte unruhig die Achseln und zwinkerte auf eine absonderliche Art mit den Augen.

„Sie gingen zu sehr in's Zeug, mein Lieber, im Interesse des Dienstes allerdings."

„Darüber mag das Kriegsgericht entscheiden!" rief Rottweil sehr roth im Gesicht und beinahe brutal.

„Nun — lassen Sie's lieber ohne ein solches bewenden; man muß nicht unnöthig Staub aufrühren — gibt so schon genug. Und was die andere Angelegenheit anbetrifft — je nun . . ."

„Sie selbst, Excellenz, sagten mir damals, daß es angenehm für alle Theile sein würde, wenn jene Geschichte bald vergessen würde," fiel ihm Rottweil aufgeregt in's Wort.

„Leugne ich das? — Ich wünsche halt nur, daß Sie nicht selbst unnöthigen Lärm machen. — Die Kammer ist aufgelöst, das Geld wird ohne diese aufgenommen, also was wollen Sie mehr? — Daß die Leute ein bischen schreien ab und zu — wer

will ihnen das verwehren? — Laßt sie sich austoben — hier bleibt doch Alles beim Alten!"

„Aber meine Ehre!" brummte der Platzmajor nach einer Weile finsteren Nachdenkens.

„Machen Sie keine Sachen!" rief der General, allmälig ungeduldig werdend. „Mir ist der Kopf so schon voll genug! — Wie kann man prätendiren, immerfort mit Glacéhandschuhen angefaßt zu werden? — Wer Carrière machen will, der muß es verstehen, sich am rechten Orte zu bücken, lieber Freund. — Auf meine nachdrückliche Fürsprache dürfen Sie rechnen, also, was wollen Sie mehr? — Beweisen kann Ihnen Niemand etwas — das ist die Hauptsache!"

Mit gesenktem Kopfe stand der Hauptmann eine Weile da und zwirbelte seinen martialischen Bart.

„Es ist gut," sprach er zuletzt und seine stechenden Augen hoben sich langsam ... mißtrauisch und drohend zugleich. „Ich werde mich still verhalten — Alles einstecken, aber ich verlasse mich auf Ihr Wort, Excellenz ... und dem Prinzen, dem werd' ich's persönlich eintränken!"

„Thun Sie das, aber mit Vorsicht, lieber Freund ... für alle Fälle, wissen Sie. Jetzt bringen Sie erst die Duellgeschichte in Ordnung, nehmen etliche

Tage Urlaub und wenn Sie heimkehren, finden Sie Alles beim Alten. Lassen Sie nur mich und die Gräfin sorgen, und wenn Alles nicht hilft, dann kommt so ein Drückerchen von der rechten Stelle her, das schafft Räson."

„Unser allergnädigster Herr ist eine wahre Perle!"

Der General verzog den Mund zu einem breiten, vielsagenden Lächeln, schüttelte dem finsteren Rottweil die Hand und geleitete diesen zur Thüre.

XLV.

Nach einer längeren Unterredung mit dem Staatsminister von Königsbach fuhr Bessing am nächsten Morgen zum Schloß. Die Straßen hatten ihr altes Gesicht wieder angenommen, die aufgeregte Menge war verschwunden, ein Jeder ging ruhig wieder seinen Geschäften nach. Die Kammer war aufgelöst, den Zeitungen harte Strafen angedroht, wenn sie nicht einen andern Ton anschlügen, und so hatte es denn in der That den Anschein, als sollte hier Alles beim Alten bleiben.

Als der preußische Gesandte über den Schloßplatz fuhr, begegnete er der plumpen Glaskutsche der Gräfin Wolfskehlen und hinter den Scheiben derselben einem Paar großer schwarzer Augen, die ihn starr und ironisch anblickten.

„Wäre ich abergläubisch, ich würde umkehren," murmelte Bessing in den Bart, dann aber verzog sich sein Gesicht zu einem glücklichen Lächeln; das

dünkte ihn eine gute Vorbedeutung: dort oben am Fenster stand die Geliebte. Sie wußte, daß er kommen würde, und wartete auf ihn.

Sie winkte ihm einen Gruß zu, er legte die Hand verstohlen auf das Herz.

Der Herzog empfing den Gesandten in Gegenwart des Generals von Sandrewsky und seines Ministers; er schlug einen beinahe herzlichen Ton an, erkundigte sich nach dessen Gesundheit und ob er sich mehr und mehr in X. gefalle, frug nach dem Befinden des Königs, seines Herrn, nach den neuesten Nachrichten aus Berlin und ließ selbst einige kleine scherzhafte Wendungen mit unterlaufen.

Bessing hatte gehofft, den Herzog allein zu sprechen, und fand ihn umgeben von seinen Räthen, deren Gesinnungen ihm zur Genüge bekannt waren. Der General, auf seinen Sarras gestützt, sah so martialisch wie möglich drein, Herr von Königsbach hatte, sehr reservirt, das Kinn diplomatisch in der weißen Halsbinde vergraben, aber die gute Laune des Herzogs gab ihm Zeit, diese erste peinliche Enttäuschung zu überwinden. Er hatte Fortschritte gemacht, er trat jetzt sicherer und bewußter auf wie früher und hatte sich kühleres Blut angeeignet. Viel freier

allerdings hätte er sich gefühlt, wäre der Fürst hier vor ihm nicht der Vater Hilda's gewesen, aber das gerade gab ihm auch wieder Muth und flößte ihm den Wunsch ein, recht eindringlich zu mahnen.

Man kam endlich zur Sache: in kurzen, klaren Sätzen legte der Gesandte Preußens die Weltlage klar, sprach er von der Situation in Deutschland und von den Zielen, welche Preußen anstrebte. Er kam dann auf Oesterreichs Verhalten in der schleswig-holsteinischen Frage und auf die Rüstungen zu sprechen, und endigte damit, daß er mit vollster Klarheit und Wärme dem Herzog seine eigene Lage schilderte und ihn aufforderte, dem Könige von Preußen seine Unterstützung zu leihen, dessen nächster Nachbar er sei, mit dessen Volk das seine stammverwandt sei und dieselben Interessen habe.

Er hatte so eindringlich und zu Herzen gehend gesprochen, daß der Herzog sichtlich ergriffen war. Bessing sah dieß und hoffte schon auf einen glücklichen Erfolg seiner Mission. Da bog der General sich herab, bis sein langer grauer Schnurrbart das Ohr des Fürsten streifte, und flüsterte ein einziges schnelles Wort hinein.

Als wäre dasselbe ein Zauber gewesen, so schnell verwandelten sich die Züge des Fürsten; er richtete

sich auf, bewegte plötzlich vorwurfsvoll und abwehrend den Kopf und sprach:

„Und jenes Bündniß mit Italien, dem Erbfeinde des österreichischen Kaiserhauses?“

„Eure Hoheit — ganz Deutschland rüstet gegen uns, da war es wohl an der Zeit, uns ebenfalls nach einem Bundesgenossen umzusehen.“

„Aber gerade Italien ... ei, ei! ... dieses Italien! ...“

„Im Uebrigen sind die Abmachungen mit dem General Govone vorläufig nur sehr allgemeiner Natur, sie haben nur Geltung für gewisse Eventualitäten, Eure Hoheit.“

„Hm! hm!“ machte der Herzog und rieb sich verlegen die Hände, bis der General abermals soufflirte und Jener das Stichwort nachsprach, was dieser ihm zuwarf:

„Ja — und wozu haben wir denn eigentlich einen deutschen Bund, warum halten wir uns nicht an diesen, mein Herr Gesandter? — Schlimm genug, daß man vor zwei Jahren davon abging — nun haben wir die Folgen! ... In meiner Antwort auf Ihre Cirkularnote vom vierundzwanzigsten März habe ich meiner Willensmeinung den bestimmtesten Ausdruck gegeben — betreffs des gewünschten Bei-

standes verweise ich auf Paragraph elf der Bundesverfassung ... Wo würden wir Fürsten bleiben, mein Herr, wenn wir davon abwichen! ... Das ist unser Schutz und Dach ... Schutz und Dach!“

Einmal in diesem bequemen Fahrwasser, war es unmöglich, den Herzog wieder da heraus zu bekommen, sein Herz zog ihn zu Oesterreich und Paragraph elf war eine gar zu bequeme Ausrede. Bessing hatte gut sprechen und vorstellen, daß zum Beispiel Paragraph elf nicht sagte, was geschähe, wenn die streitenden Theile sich diesem nicht unterwerfen wollten, und daß doch die Weltuhr nicht stille stehen könne, bis eine Austrägalinstanz mit gewohnter Umständlichkeit ihren Entschluß gefaßt hätte, daß Reformen nothwendig seien und dieß ja allgemein anerkannt würde, — Herzog Franz blieb starr bei seiner Meinung stehen und erwiederte, daß die Zeit sich zu Reformen jetzt nicht eigne.

Ebenso ausweichend beschied man ihn über die Rüstungen im eigenen Lande, und so sah denn Bessing schließlich mit Bedauern, daß seine Mission gescheitert war ... daß hier mit Vorstellungen nichts zu machen sei, daß nur die That helfen konnte, — die That, welche ihn auf ewig von seinem Ziele trennen mußte.

Tief bekümmert zog er sich zurück und fuhr nach Haus, und nur zwei Augen in dem ganzen großen Schlosse sahen ihm voller Betrübniß nach, alle übrigen mit Schadenfreude und Spott.

Hätten Jene geahnt, in wie wenig Monden schon hier sich Alles verändern würde, gewiß, sie hätten nicht so zuversichtlich gehöhnt und gejubelt. Aber wäre ihnen auch ein Blick in die Zukunft gestattet gewesen, sie hätten doch nicht geglaubt und wären auf derselben gefährlichen Bahn fortgestürmt, denn wer ist blinder als der Mensch in seinem Wahn!

Zu derselben Zeit, als Bessing niedergeschlagen über seinen Sekretär gebückt saß, bald sinnend, bald schreibend, um den Mißerfolg seiner Sendung anzuzeigen, saß der Freund desselben, Fritz Sannow, in einem Garten oben in den nahen Bergen und hielt seine Braut zärtlich umschlungen ... Dieß war zum Theil wenigstens Bessing's Werk, der am vorigen Abend dem schwer darnieder gedrückten Freund so lange zugeredet hatte, das Haus seiner Schwiegereltern wieder zu betreten und dort die Hand zum Frieden zu bieten, bis dieser ihm gefolgt war; — mehr noch, er hatte ihn begleitet.

Da die Herausforderung zurückgenommen war, so war das ärgste Hinderniß von vornherein hin-

weggeräumt gewesen und man konnte das Herz allein sprechen lassen. Während Bessing die Eltern besänftigte, ihnen gut zuredete und ihnen die Dinge von einem höheren Standpunkte aus zeigte, hatten Jene sich gefunden: schluchzend lag Ernestine an Sannow's Brust und klagte sich an und das Schicksal — den leidigen, dummen Streit, der ihnen ihren ganzen Liebesfrühling verdarb.

Nachdem die Gemüther sich etwas beruhigt hatten, war man zu dem Entschlusse gekommen, Ernestine hinauszuschicken auf's „Gut". Die Räthin besaß nämlich einen kleinen Hof eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, auf welchem eine Muhme von ihr wirthschaftete. Diese hatte das Gut in Pacht, mit der Bedingniß, daß etliche Zimmer und ein Stück Garten der Familie reservirt blieben. Dort konnten sich die Brautleute in den unruhigen, gefährlichen Zeiten unbemerkter sehen, als hier in der Stadt, es brauchte der Vater nicht in Einem fort zu zittern vor der Gefahr, daß man ihm als Preußenfreund sein Amt nehmen oder ihn maßregeln würde.

So war es geschehen: seit heute früh war Ernestine bei der Muhme Zabern, und Sannow hatte nicht gezögert, sie dort aufzusuchen.

Seitlich der Chaussee, welche hinauf in's Gebirge

führt, lag eine dichte Obstplantage; in dieser waren das schöne Mädchen und der stattliche Privatdozent eine Weile auf und ab gegangen, Arm in Arm, die Köpfe zu einander gebogen, lebhaft mit einander sprechend. Dann aber hatte Sannow sein Mädchen auf seine Kniee gezogen, die helle Liebe war bei dieser zum Durchbruch gekommen, neben dem dichten Fliedergebüsch, welches seitwärts der Wächterhütte wucherte, hatte sie ihre Arme um seinen Hals geschlungen, hatte sie ihm thränenden Auges abgebeten und versichert, sie wolle sich bessern, er solle nie wieder unzufrieden mit ihr sein.

Unter zärtlichen Küssen und Schwüren wurde hier der Friede geschlossen, so daß Sannow am nächsten Tage beruhigt nach seinem Heidelberg abreisen durfte.

XLVI.

In demselben Maße, wie sich der politische Horizont verfinsterte, verdüsterte sich auch Bessing's Gemüth: er fand seine Lage immer mehr unerträglich. Durch die Liebe zu Hilda dem Herzoge nahe gerückt, war es ihm unleidlich geworden, es mit anzusehen, in welcher Weise hier die Sachen unter seinen Augen ihren Weg gingen, dem Abgrunde zu. Bei jedem Bericht, welchen er nach Berlin schreiben mußte, vergoß er blutige Schweißtropfen. Es war ein Zwiespalt in seiner Seele, der ihn aufzehrte und den er länger nicht zu tragen vermochte.

Das Leben, welches ihn vor Kurzem noch so angemuthet hatte, dünkte ihn heute eine Last, für die komische oder genußreichere Seite desselben hatte er allen Sinn verloren. Was kümmerte es ihn zum Beispiel, daß Prinz Alexander — ein psychologisches Räthsel — täglich mehr der Sklave seiner schönen Frau wurde, ihr nicht mehr von der Seite wich,

überall mit ihr erschien, und trotzdem er auf das Förmlichste mit derselben verkehrte und sie im Uebrigen völlig getrennt lebten, er nichts mehr that, ohne ihren Rath zu hören.

Welche schönen Träume der hohe Herr dabei zerstörte, schien er gar nicht zu beachten, oder war ihm gleichgültig. Er hatte Valerie vor etlicher Zeit eine ganze Garnitur von Glassachen aus seiner eigenen Bornaer Fabrik zum Präsent gemacht, aber ohne eine begleitende Zeile; — deutlicher und taktvoller konnte sie doch ihr ehemaliger Anbeter nicht an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnern.

Uebrigens hätte Niemand vielleicht von dieser prinzlichen Großmuth etwas erfahren, wenn die Hofmarschallin in ihrer ersten Entrüstung nicht an den Vorstand des Helenenstifts geschrieben und das seltsame Cadeau demselben zur Verfügung gestellt hätte.

So kam die Sache unter die Leute. Valerie hatte sich selbst in Folge dessen Hausarrest diktirt, sie ging bei Tage kaum noch aus. Mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen, mit einem zerstörten Rufe — die Geliebte eines Prinzen, die niemals dieselbe gewesen war — hatte sie Zeit, über die Großmuth ihres ehemaligen Verehrers und über den Wechsel aller Dinge nachzudenken.

Ihr Haus stand verödet, seit man gewiß wußte, daß sie nicht die Mätresse des Prinzen war, auf der Straße blickten sich die Menschen mit einem mitleidigen, insolenten Lächeln nach ihr um, im Theater saß sie dem psychologischen Räthsel dort drüben neben seiner ernsten Gemahlin gegenüber, und fühlte, wie tausend Augen sie neugierig und schadenfroh anstarrten ... Ihr Stolz litt hierunter unsäglich, sie fluchte der Stunde, die sie nach X. zurückgeführt hatte, und vor Allem ihrem Ehrgeize, der sie um den besten Mann, um Alles, Alles gebracht. Der Boden brannte ihr unter den Füßen. Nur der Stolz hielt sie aufrecht.

Die Untersuchung gegen den Platzmajor hatte mit der Freisprechung desselben geendet, alle so schwer kompromittirten Personen hatten ihre Aemter und Gehälter behalten, jene Anleihe war zu Stande gekommen, Gräfin Wolfskehlen schien mächtiger wie je — Herzog Franz nur zeigte seitdem allezeit eine düstere Miene und auch die Herzogin, der starke Geist der Familie, sah sorgenvoll drein und schien zu leiden.

So war der Mai gekommen, ohne daß Bessing die Geliebte anders sah als im Theater, von fern und scharf beobachtet von Seppi's Augen, oder flüchtig auf dem Wege zu den Malstunden.

Eines Abends war es — Bessing, trüber und sehnsüchtiger gestimmt wie je, ging langsam die Straße hinunter, dem Schlosse zu, ernstlich mit sich zu Rathe gehend, was er beginnen solle.

Aus der Art, wie Oesterreich die Abrüstungsfrage beantwortet hatte, ging hervor, daß es den Krieg wollte, denn es rüstete nicht ab, wenigstens wollte es die Spannung bis zum Aeußersten treiben, — das war gefährliches Spiel. Ganz klar war es, daß im übrigen Deutschland, und namentlich hier in X., in Sachsen und in Bayern, ebenfalls eifrig gerüstet wurde. — Das rollende Rad — er vermochte es nicht aufzuhalten, seine Stellung dünkte ihn deßhalb eine entbehrliche. War es nicht unter diesen Verhältnissen das Beste, wenn er um seine Versetzung einkam? — So wie es war, rieb es ihn auf, auch trübte er sich eine jede Aussicht für die so schon so dunkle und ungewiß vor ihm liegende Zukunft. Wenn er andere Luft athmete, konnte er erstarken — hier, er fühlte es nur zu sehr, würde er krank werden; jede Stunde wurde ihm zur Qual.

Unwillkürlich trugen ihn seine Füße in den Schloßgarten. Es war eine wundervolle Maiennacht, der volle Mond stand hell am hohen Dome des Himmels, Menschenstimmen summten, die Schritte der Spazier-

gänger, ihr heiteres Lachen und Geschwätz mit dem Murmeln der Springbrunnen und dem leisen Rauschen der Baumwipfel zusammen bildeten eine eigenthümlich anregende Musik. Liebespärchen gingen auf und ab, oder standen im Schatten der Büsche, die Hände verschlungen, und schäkerten leise hier im stillen, mondbeschienenen Park ... Eine Nachtigall zog ihre langen, sehnsüchtigen Noten. Alle Welt war glücklich, nur er nicht!

Ein bitteres Wehgefühl zog durch Bessing's Brust. Unwillkürlich blieb er stehen im Schatten des Weges und schaute zu den Fenstern der Geliebten hinauf. — Sie waren dunkel. — Ein böses Omen dünkte ihn dieß. Was hätte er gegeben darum, ihren Schatten nur zu sehen, das Licht nur, welches sie beschien!

Er biß die Lippen aufeinander, er ging heim, und nachdem er ruhelos manche Stunde in seinem einsamen Zimmer auf und ab gegangen war, setzte er sich hin und schrieb: — er bat um seine Ablösung.

Ohne Zagen, nächtlicherweile ging er dann hinunter und steckte den Brief sogleich in den Kasten.

In Wirklichkeit, er war krank, unser Held — krank am Gemüth.

Und wieder in einer Maiennacht war es, zu

Ende des Monats, als ganz Deutschland schon von Waffen starrte. Wieder ging die hohe Gestalt des preußischen Gesandten langsam über den weiten Schloßplatz. — Es war ein Tag der Unruhe gewesen: am Morgen war er in einer Abschiedsaudienz vom Fürsten empfangen worden und hatte seine Beglaubigung in dessen Hände niedergelegt. Der Herzog war außerordentlich gnädig gegen ihn gewesen, er hatte ihm gesagt, daß er mit Bedauern ihn scheiden sähe; unmittelbar darauf hatte General von Bodmann ihm das Ehren-Komthurkreuz des Hausordens gebracht. Auch die Herzogin hatte ihn in Gnaden verabschiedet, und eine Genugthuung mußte es für ihn sein, daß selbst die Schranzen nicht umhin konnten, sein Gehen zu bedauern, da sie ja nicht wissen konnten, wen sie an Stelle des Scheidenden bekommen würden, dessen vornehme Sinnesart sie wider Willen achten mußten.

Er hatte dann seine Abschiedsvisiten gemacht, bei Prinzeß Amalie, bei den Herren und Damen vom Hofe, unter Anderem auch bei der Gräfin Wolfskehlen. Er war bei Valerie gewesen; Mutter und Tochter hatten sich verleugnen lassen. Er hatte sich bei Sannow's Schwiegereltern empfohlen und sogar Seppi seinen Besuch gemacht.

Ohne jede Empfindelei hatte das hübsche Mäd-

chen ihm ihr Bedauern ausgedrückt, ihn scheiden zu sehen, und die Thräne, welche dabei in ihrem Auge stand, hatte nicht verfehlt, einen wehmüthig peinlichen Eindruck auf Bessing zu machen.

Am ungernsten sahen seine Kollegen ihn scheiden; Graf Salzka vor Allem, auch der Baron von Grimmenstein. Bei dem Abschiedsdiner, welches Letzterer dem Gesandten zu Ehren veranstaltete, gab man den Gefühlen des Bedauerns einen warmen, zu Herzen gehenden Ausdruck.

Mit dem Glase in der Hand hielt der Greis ihm seine Abschiedsrede und mit dem Glase in der Hand umarmte ihn Graf Salzka und sagte ihm, daß er trotz des Streites der Nationen durch Dick und Dünn sein Freund bleiben würde. Man hatte ihn heim gebracht, seine Sachen waren gepackt, nun kam noch das Schwerste, der Abschied von der Geliebten. Noch war es zu früh, um zu einem Rendezvous zu gehen, aber es litt ihn nicht daheim. Das Haupt gesenkt, in tiefem Sinnen schritt er langsam über den beinahe leeren Schloßplatz.

Er hatte selbst seine Ablösung beantragt und die Gründe, die ihn dazu drängten, waren heute noch dieselben, aber nun es wirklich an das Scheiden ging, war ihm das Herz unsäglich schwer.

Wie in einem rosigen Duft lag plötzlich die jüngste Vergangenheit vor seinen Augen, poetisch verklärt; alles Unangenehme trat in den Schatten zurück und das Helle schien doppelt hell. Wehmuth übermannte den Starken, wenn er dachte, daß er das Alles nun lassen, daß er von Hilda scheiden mußte, daß er diesen Platz, das Schloß, diese altmodischen, finsteren Gebäude, dieses Alles, Alles nun vielleicht zum letzten Male sah. Wie würde er leben können ohne sie? — Wenn's ihm hier gar zu eng um's Herz wurde, so blieb ihm wenigstens der eine Trost, er konnte hingehen und nach ihren Fenstern schauen, er konnte Abends im Schatten der Bäume stehend den hellen Schein beobachten, der aus ihren Zimmern fiel, und denken: dort oben weilt sie, nur wenige Schritte trennen dich von der Geliebten.

Er fuhr betroffen empor aus seinen Träumereien; ein Pärchen streifte ihn, er vernahm eine ihm bekannte Stimme und hörte den Namen „Bodo" . . .

„Unsinn, Bodo!" zürnte eine, fest in einen seidenen Mantel gewickelte Dame hinter der dichten Kapuze hervor, die sich an einen schlanken Herrn in unscheinbarer Civiltracht anschmiegte, „Du sollst nicht immer so vorwitzig sein. — Was geht's Dich an! Laß es laufen."

„Die Glücklichen!“ murmelte Bessing und sah ihnen nach mit einem seltsamen Blick.

Sie verschwanden in dem Schatten der Häuser, er wandte sich um und begann in entgegengesetzter Richtung das Trottoir hinunter zu gehen. Vor ihm lag „der Ritter“; unwillkürlich blickte er hinauf: das Fenster hinter dem Altan schimmerte matt-röthlich, als wäre die Lampe dort oben tief herabgeschraubt.

„Auch ein verfehltes Leben!“ dachte er. „Was ist nun besser . . . es zu machen wie jenes Pärchen eben, oder die Zeit zu vertrauern wie Jene — und ich?!“

Eine tiefe Muthlosigkeit und Bitterkeit kam plötzlich über ihn, er haderte mit dem Geschick. Eine Weile ging er erregt dort unten hin und her und rang nach Ruhe, dann blieb er stehen, im Schein der Gaslaterne, sah nach der Uhr und begab sich in den Park.

Kurz nach elf Uhr schlüpfte Hilda, tief verhüllt, in seine Arme. Er führte sie schnell durch den Park, eine kleine Straße hinunter, die an der Hinterseite desselben lag, und hob die Zitternde in seinen Wagen.

Was er gethan hatte, sie billigte es, aber nun es

an's Scheiden ging, schwand auch ihr der Muth. Von Thränen übergossen lag Prinzeß Hilda an Bessing's Brust. Erst als sie sich Beide ein wenig gefaßt hatten, begannen sie die Zukunft zu besprechen. — Es hatte ja so manches Fürstenkind einen Unterthan geheirathet, warum denn sollten sie gerade verzagen. Warum sollte die Liebe nicht triumphiren über Vorurtheile, wenn sie Beide nur fest, unwandelbar blieben in ihrer Treue?! . . .

Unter tausend Zärtlichkeiten führten sie sich alle Beispiele an, die ihnen in den Sinn kamen, schwuren sie sich nochmals ewige Liebe und redeten sich Muth ein. Wenn nur diese trüben Wolken am politischen Himmel sich erst verzogen haben würden, dann würde auch ihnen die Sonne leuchten.

Unendlich schwer wurde ihnen der Abschied, das letzte Adieu; mehr sie tragend als führend geleitete Bessing die Geliebte zu der kleinen Pforte und stand dann unten, um noch einmal, zum letzten Male, ihr theures Antlitz am Fenster zu sehen.

Am andern Morgen in der Frühe, geleitet von allen seinen Bekannten, fuhr der Gesandte mit dem Schnellzuge nach Berlin.

Als er die Thürme von X. zum letzten Male erblickte, wischte er eine Thräne aus seinem Auge,

und in die Kissen sinkend schaute er gedankenschwer vor sich nieder.

Wann würde er die kleine Residenz und das Theuerste, was sie umschloß — wann würde er Hilda wiedersehen?! ...

Lange Jahre konnten darüber vergehen!

Am Nachmittage erreichte er seine Heimatstadt; am nächsten Tage erfuhr er, daß er einen vorläufigen Urlaub antreten dürfe, bis die Stellung, welche man für ihn bestimmt habe, vakant sein würde.

Er fand Berlin in großer Aufregung. Zwar glaubte Niemand recht an einen wirklichen Bruch, an einen Krieg mit Oesterreich, aber Niemand wußte auch, wie ein solcher zu verhüten sei. Mittlerweile hatte Preußen seine ganze imposante Waffenmacht entfaltet, deren Centrum, die Residenz, alltäglich neue Regimenter durchmarschiren sah.

XLVII.

Man hätte glauben können, Gräfin Wolfskehlen und nicht Graf Salzka sei am Hofe zu X. akkreditirt, so eifrig trieb diese österreichische Politik. Soeben erst, und noch im Negligé beinahe, war dieselbe in Eile auf das Schloß geeilt und saß nun in dem kleinen blauen Erkerzimmer der Herzogin mit dieser zusammen und las ihr vor, leise, mit großen schwarzen Augen und gerötheter Stirn. Die stark mit Grau melirten dunklen Locken hingen ihr unordentlich, tief in das fleischige Gesicht hinein.

„Briefe aus Wien!" Das war das Zauberwort, mit welchem sie zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht bis in die intimsten Gemächer der Freundin vordrang, gewiß, mit solchen in der Hand jedesmal willkommen zu sein, denn die ehrgeizige Fürstin, blind in ihrem Preußenhaß, brannte auf den Augenblick, wo man losschlagen würde, und schürte das Feuer nach besten Kräften. Für sie

war ein Krieg mit Preußen gleichbedeutend mit dem Aufgehen einer neuen Sonne, sie hoffte auf eine Demüthigung des bösen Nachbars und auf einen reichen Antheil an der Beute. Sie war so thöricht in dieser Wuth, daß sie niemals überlegte, was geschehen würde, wenn das Gegentheil von dem einträfe, was sie erhoffte, sie, die nicht einmal einen männlichen Erben hatte. Genau wie sie dachten und thaten damals Tausende, denn der Preußenhaß war eben epidemisch!

Ein schweres Paket war es, welches die Gräfin aus Wien bekommen hatte; ihr Vetter, der Feldmarschall, berichtete ausführlich über den Stand der Angelegenheiten, über die Stimmung bei Hofe und die Stärke und Vertheilung der Truppen. Erläuternde Skizzen und Tabellen waren beigefügt.

Die Herzogin, deren Nerven durch das viele Unterhandeln überspannt waren und die in ewiger Furcht lebte, daß einer der vielen Abrüstungsvorschläge, welche damals gemacht wurden, doch durchdringen könnte und damit Alles zu Wasser würde, was sie erträumt hatte, jubelte laut auf, als Felicitas ihr jetzt vorlas, daß man in Wien entschlossen sei, das Schwert nicht aus der Hand zu legen, ehe Preußen in sein altes sekundäres Verhältniß zurück-

gedrängt sei. Die Armee sei im Aufmarsch längs der mährisch-schlesischen Grenze begriffen, Clam-Gallas stünde in der Gegend von Wildenschwerdt, bereit, den Sachsen zu Hülfe zu eilen. Die Süddeutschen würden mit hundertundfünfzigtausend Mann in Thüringen und die Rheinprovinzen einfallen, Hannover und Kurhessen würden die Eisenbahnen besetzen und die Rheinlande von dem übrigen Preußen trennen. Sachsen sei mit seinen Rüstungen fertig, ebenso Rheinhessen, Nassau und Württemberg, in vierzehn Tagen würden auch die Bayern bereit sein, ihre Bewegungen zu beginnen, die kleinen Kontingente hielten die Bundesfestungen besetzt. — Mit einem Worte, man warte nur auf das, was Preußen in letzter Stunde noch beschließen würde, um dann, träte es nicht in seine bescheidene Stellung zurück, mit vereinten Kräften über dasselbe herzufallen; der Signalschuß würde wahrscheinlich in Schleswig abgefeuert werden.

Es ist schwer zu beschreiben, mit welcher Spannung die Herzogin den Worten lauschte, die von der Gräfin Lippen kamen, wie sie in ungeduldiger Hast die verschlungenen Hände um die Handgelenke preßte, wie es zuckte und blitzte in ihren Mienen und wie sie sich ab und zu durch ein freudiges „Ah!“ oder „O!“ Luft machte.

Während die beiden Frauen also beschäftigt waren, traten, eine nach der andern, die beiden Prinzessinnen in den anstoßenden Salon, dessen Doppelthüren nach dem Park zu weit geöffnet waren, beide Schwestern in einfachen hellen Morgenkleidern, beide blaß und ernst.

Als Hilda die zusammengesteckten Köpfe im blauen Kabinet erblickte und die weißen, umhergestreuten Zettel, zog sie die Stirn kraus und ging wieder hinaus; sie trat auf die Veranda und ließ ihr Auge mit einem schmerzlich-sehnsüchtigen Ausdrucke über die breite Rasenfläche und die dahinter liegenden Baumgruppen schweifen. Wie so schön und friedlich hier die ganze Natur vor ihr ausgebreitet lag, wie die Sonne schien, die Vögel sangen und die Blumen dufteten, wie Alles laut von der Güte Gottes zeugte, und da drinnen sprach man von Krieg! Ihr Herz war voll Trauer, denn weit, weit von ihr, hinter jenen blauen Bergen dort weilte Der, den sie liebte, und von dem sie nur so selten ein spärliches Wort mit tausend Gefahren erhielt.

Ihre ältere Schwester da drinnen zog sich fröstelnd das leichte Tuch fest um die Schultern, während sie näher herzu trat und horchte. Mit einem harten, beinahe finsteren Zug in ihrem bleichen, leidenden

Gesicht ließ sie sich geräuschlos auf einen Stuhl sinken und folgte den Mittheilungen der Gräfin.

Das liebekranke, verblendete Mädchen sah nur mit den Augen Rottweil's, deßhalb zuckte es über ihre bleichen Züge beinahe freudig, als sie vernahm, wie man Preußen Demüthigung und Untergang prophezeite, ohne zu bedenken, daß der Kampf ihr den Liebsten kosten konnte. Die Epidemie hatte ja auch sie erfaßt und sie geblendet.

Hätte die Herzogin doch lieber, anstatt sich ihrem Ehrgeize so zu überlassen, einen Blick auf ihre Kinder geworfen, welche neben ihr verkümmerten, und denen zum Frieden verholfen oder sie auf den rechten Weg geführt.

Sie wußte es längst, daß Agnes in einem nicht zu billigenden Verhältniß zu dem Platzmajor stand. Als kluge Frau sagte sie sich aber, daß Agnes wenig Aussicht habe, sich zu verheirathen, und daß es gefährlich sei, dieser Leidenschaft in den Weg zu treten. Sie war gewarnt von früher her. — Am besten war es, diese Sachen gehen zu lassen, aber in gewissen Grenzen zu halten, ein Auge zuzudrücken und vor Allem sie dem Herrn Gemahl zu verheimlichen, damit er nicht ungeschickt nach Männerart dazwischen führe und Alles verdürbe. — Wenn sie Agnes'

bleiche, leidenschaftliche Züge und ihr unstät flackerndes Auge beobachtete, so empfand sie einen tiefen Schmerz, aber auch die Mahnung, vorsichtig aufzutreten. Und Hilda? — Je nun, das würde sich verbluten. Eine Jugendthorheit! Der Gegenstand war fort, sie würde ihn nach einer Weile schon vergessen. — Der Stolz würde Agnes abhalten, etwas zu thun, was unter ihrer Würde war; sie war ja alt genug, um die Folgen zu ermessen, bei Hilda genügte es, wenn man ihr die Gelegenheit nahm, mit Herrn von Bessing zu verkehren.

Es war der alte, ewige Kampf fürstlicher Personen, der Kampf zwischen der Pflicht und dem Blut; — das mußte überwunden und vor Allem so viel wie möglich cachirt und ignorirt werden. Sie hatte dasselbe durchgemacht in ihrer Jugend und hatte es überstanden — allerdings, das: Fragt mich nur nicht wie? . . . spielte dabei eine große Rolle.

Ganz im Gegentheil zu seiner Gemahlin beobachtete der Herzog mit tiefer Sorge die leidenden Mienen seiner beiden Kinder, belästigte er sie mit Fragen und zog den Arzt zu Rathe, der von Bleichsucht und überreizten Nerven sprach und Eisenpillen und Bewegung verordnete. Während die Herzogin mit der Gräfin heute Politik trieb, ging der Fürst

in seinem Kabinet auf und nieder und rieb sich aufgeregt das Kinn.

Jean Kühkopf war soeben gegangen.

Auf einem Seitentische lag eine große Karte von Deutschland, eine Menge kleiner Papierstreifen von verschiedenen Farben, mit kleinen Ziffern versehen, überragten dieselbe gruppenweise. — Es waren dieß mit Nadeln in die Pappe gesteckte Fähnchen, welche die Stärke und Stellung der verschiedenen Truppenkorps bezeichneten. Bald blieb der Herzog stehen und murmelte allerhand Worte und Zahlen, bald trat er an's Fenster, bewegte die Lippen und trommelte nervös gegen die Scheiben; je näher die Stunde der Entscheidung heranrückte, desto mehr belästigten die Zweifel wieder den alten Herrn, die Sorge um die Zukunft.

Finstere Bilder ängstigten ihn Nachts im Traum, häufig fielen ihm die so friedliebenden, herzlichen und weisen Worte ein, welche Herr von Bessing ihm als das Organ seines Königs in jener Audienz gesprochen hatte. Wiederholt war er aufgefordert worden von Preußen, neutral zu bleiben, hatte dieses ihm den Besitz seines Gebietes garantirt.

Warum sagte er nicht Ja? — Preußens Streitmacht war eine gewaltige, die Reorganisation der

Armee trug ihre Früchte. — Wer konnte wissen?!... Er trommelte eine Weile heftiger, dann leiser allmälig und immer schneller und bewegte die Lippen und die Augenbrauen geradezu beunruhigend. Aber hatte er nicht sein Wort verpfändet? ...

Er hielt plötzlich inne.

Und mußte Preußen nicht unterliegen, einer solchen Macht gegenüber? — Unzweifelhaft! — Es war also nur der erste kritische Moment, um welchen es sich handelte für ihn, man würde den ersten Stoß aushalten müssen, kam es wirklich zu Feindseligkeiten. — Der aber würde glimpflich genug vorübergehen, dafür bürgte die Menschlichkeit und Gutherzigkeit des Königs Wilhelm.

Er rechnete also bei alledem, wie alle jene anderen Fürsten, im Grunde auf die Gutmüthigkeit und den Edelsinn des Fürsten, den er bekriegen und demüthigen wollte. — So unglaublich das klingt, so wahr ist es bekanntlich; — es war eben die Epidemie, — ein sehr bezeichnendes Symptom derselben. Er trat zurück, schaute in eine Liste und beugte sich dann über seine geliebte Karte. Seine Züge hellten mehr und mehr sich auf, je länger er sich dieselbe betrachtete: da standen die blauen Fähnchen — das waren die Preußen, — eine Gruppe an der schlesi-

schen Grenze, eine andere Gruppe in der Lausitz und in Thüringen, etliche kleinere noch in Holstein, bei Wetzlar und in den Festungen.

„Neun Armeekorps ... das sind, wenn's hoch kommt, zweimalhundertundfünfzigtausend Mann," murmelte er und nickte mit dem Kopfe. — Es kam ihm dabei aber gar nicht in den Sinn, daß die Quelle, aus welcher er diese Zahl schöpfte, die österreichischen Zeitungen waren, ebensowenig wie die Möglichkeit, daß das „Volk in Waffen" bedeutende Neuformationen vornehmen könnte. Herzog Franz nahm das Alles auf Treu' und Glauben; darin war er noch immer ganz der Alte, die Erfahrungen der jüngsten Zeit hatten nichts geändert.

Etliche dieser blauen Fähnchen standen seinem eigenen Lande allerdings sehr nahe, aber diesen gegenüber befanden sich die Massen gelber, rother und gestreifter Fähnlein, welche jene blauen fast zu ersticken drohten. Da waren in drei großen Gruppen die gelben Oesterreicher, eine vierte, kleinere in Schleswig, bei Dresden die grünen Sachsen, bei Würzburg und in der Pfalz die hellblauen Bayern, längs des Rheines die Nassauer, Rheinhessen, Württemberger und Badenser, und mitten zwischen den Blauen, ein Pfahl im Fleische, die gelbweiß gestreiften Han=

noveraner, die Kurhessen und er selbst. Er begann zu rechnen — seine Lippen bewegten sich wieder:

„Oesterreich 300,000, Süddeutschland zum mindesten 150,000, Norddeutschland 50,000 ... rund 500,000 gegen 250,000! ...“

Man brauchte also das Netz nur zuzuziehen und der preußische Adler war gefangen ... Er lächelte und rieb sich die Hände.

Dann begann der Herzog, sich tiefer herabbeugend, die bunten vielfach verschlungenen Linien zu betrachten, welche die Grenzen bedeuteten im deutschen Reich. Er hatte Pläne, wie die Herzogin ... er dachte an eine Vergrößerung und Abrundung seines Staates durch ein gutes Stück Preußens und die lauen Nachbarn. — Während er so angenehm beschäftigt war, wurde ihm General von Sandrewsky gemeldet, welcher zum Vortrag kam.

Augenblicklich legte sich das Gesicht des Herzogs in strenge Falten: das Vertrauen gegen seine Umgebung war nachhaltig erschüttert durch die letzten Vorgänge, jene Kammerverhandlungen hatten dem gutmüthigen, allzu vertrauenden Herrn die Augen vollends geöffnet; das Facit, welches der Rektor Magnifikus gezogen hatte, die Summen aller Veruntreuungen waren himmelschreiend. Ein bischen ließ man sich

schon gefallen, der Esel an der Krippe frißt sich eben satt, aber man hatte es unverantwortlich getrieben, man hatte ihn unwürdig hintergangen und bestohlen ... der General, der Intendant, der Hofmarschall, der Oberstallmeister ganz besonders ... Alle ... Alle! — Es war nicht Einer, der mit reinen Händen und reinem Gewissen ihm gegenübertreten konnte.

Das trug der Herzog ihnen nach, das machte ihn finster und sorgenvoll, darum las er nun seit Wochen schon die Morgenzeitung neben dem Hofblatt und hatte den Rektor in Gnaden wieder angenommen.

Dazu diese Unfähigkeit, welche die ernstere Zeit zu Tage brachte, dieser Mangel an jeder Information! ... Parasiten! ... Parasiten, welche er aufgefüttert hatte! ...

Nur ein Einziger zeichnete sich vortheilhaft aus durch Wissen und Redlichkeit: der General Bodmann, den er eigentlich nie recht hatte leiden können, den sie Alle bei ihm verketzert hatten.

Warum entließ er nun nicht einfach jene ungetreuen Räthe, noch dazu wo ihre Schande offenkundig war im ganzen Lande, und ersetzte sie durch Bodmann und Seinesgleichen? — — Das frug er sich selbst alle Tage und ließ es dennoch beim Alten, weil er zu gutmüthig war und unfähig, einen ener-

gischen Entschluß zu fassen. Er zitterte bei dem bloßen Gedanken an alle die bösen Gesichter, die man ihm machen würde, an seine Frau und an Felicitas, er wollte auch gerade jetzt in Wien nicht gern einen Anstoß geben. Man hätte ihn mißverstehen können. Und sodann die Unruhe, die das im Gefolge gehabt hätte, die neuen Gesichter auch! — Deßhalb blieben jene Leute im Amt, aber er trug es ihnen nach, er ließ es sie fühlen.

Steif, mit der Miene eines tief Gekränkten blieb der General in der Nähe der Thür stehen; eine trockene Begrüßung, dann frug der Herzog:

„Was gibt es Neues, Excellenz?"

Es war dieß seine tägliche Gewohnheitsfrage, welche sich nicht eigentlich auf das Geschäftliche bezog, denn was es Wichtiges und Neues gab, draußen in der Politik, davon war er besser unterrichtet als sein Kriegsminister.

Ehe dieser noch antworten konnte, meldete der Kammerdiener vom Dienst den Minister von Königsbach; man nahm Platz, die Arbeit begann. Es handelte sich heute nämlich um nichts Geringeres, als um die Abstimmung beim Bunde. — Man war bei jenem bedeutsamen Wendepunkte angelangt. Oben in den neu eroberten Provinzen ballte das Gewölk

sich unheildrohend bereits zusammen, ein blutrother Schein war unter demselben hervorgezuckt. — Manchen hätte er eine Warnung sein können, einzulenken, ehe es zu spät war: Feldmarschalllieutenant von Gablenz, mit der Brigade Kalik, war auf dem Rückzuge nach Altona, die preußische Avantgarde stand bei Neuenkrug.

Die Augen von ganz Europa waren mit Spannung dort hinauf gerichtet, wo der erste Schuß fallen mußte. — Die Sachen wurden ernst ... Der Preuße hob den Handschuh auf, den Deutschland ihm hinwarf.

Wer die Verhältnisse des X.er Hofes kennt, wie wir, wird trotzdem keinen Augenblick im Zweifel sein, welches Resultat diese Conseilsitzung hatte, obgleich das Alles zur Sprache kam. Nach einer knappen halben Stunde schon war Alles vorüber, die Räthe der Krone wurden entlassen, der Herzog war im Begriff, zu seinen Damen hinüber zu gehen. — Plötzlich besann er sich eines Andern — er klingelte.

„Schicken Sie zum General von Bodmann; der Lakai soll sagen, ich wünsche denselben unverzüglich zu sprechen," befahl er und wendete sich wieder seiner Karte zu, welche er aufmerksamer betrachtete wie je. Er nahm sogar einen Zirkel und fing an

hin und her zu messen, dort oben in Schleswig-Holstein.

„Eins, zwei, drei, vier,“ sprach er vor sich hin, jedesmal dabei einen Fuß des Zirkels um den andern schlagend, dann maß er die Entfernung von Hannover bis Altona. — In etlichen Tagen schon konnten die Hannoveraner sich mit Gablenz vereinigt haben, würden Beide wieder nach Norden vorrücken; unter ihrem gemeinsamen Schutz konnte dann die Berathung der holsteinischen Stände vor sich gehen.

Ein Brief aus Wien unterbrach den Herzog in seinen Betrachtungen; sein ganzes Antlitz begann zu strahlen beim Lesen desselben, er empfand eine fast kindliche Freude. Auf das Herzlichste bat man ihn um Verzeihung wegen der Unruhe und Kosten, welche man ihm verursachte, und versprach ihm das Alles — dem liebsten und treuesten Freund und Verbündeten — mit reichen Zinsen heimzuzahlen.

„Gar zu herzige, liebe Menschen!“ murmelte er, unwillkürlich dabei in den Wiener Dialekt fallend. Der letzte Schimmer von Sorge wich aus seiner Seele, gleichsam wie der letzte Schatten der Nacht, wenn die Sonne von oben herab hinein schaut in's Thal. In dieser glücklichen Stimmung fand ihn General von Bodmann.

Ganz strahlend vor Freude und sich die Hände reibend trat der Herzog ihm entgegen.

„Ah! ... sieh' da ... sieh' da, mein lieber General!“ redete er ihn an; „nun was bringen Sie Gutes ... was gibt's Neues? ... Herrliches Wetter ... rechtes Lagerwetter.“

„Allerdings, Eure Hoheit,“ versetzte der General, dem die zerstreute und abspringende Art seines Herrn zur Genüge bekannt war, und dessen kluges Auge ernst, aber respektvoll zu demselben hinüberschaute. Dann streifte sein Blick die Karte.

Der Herzog, denselben auffangend, nahm hieraus Veranlassung, seine Gedanken von vorhin weiter fortzuspinnen.

„Kommen Sie ... sehen Sie, lieber General; ... Sie verstehen ja auch etwas von der Sache,“ sprach er lebhaft und führte Jenen an den bewußten Seitentisch. „Sehen Sie ... das hier, das ist der Gablenz, und das da sind die Hannoveraner ... Hier drüben stehen die verfl ...... Preußen mit ihrem Manteuffel an der Spitze, der mit dem heidenmäßig vielen Gelde, hahaha! ...“

„Ganz recht, Eure Hoheit!“

„Habe übrigens eben vortreffliche Nachrichten aus Wien erhalten; — Alles steht à merveille.“

„Aber dort oben in Holstein, Eure Hoheit . . .“

„Sehen Sie — in zwei bis drei Tagen können die Gelben hier und die Weißgelben da sich bei Altona etwa oder bei Glückstadt vereinigt haben und den Herren Preußen dann gemeinsam die Wege zeigen.“

„Das glaube ich kaum, Eure Hoheit,“ versetzte der General mit Festigkeit, indem er sich aufrichtete.

„Glauben nicht . . . wieso? — warum?“ frug der Herzog erstaunt und beinahe pikirt.

„Halten zu Gnaden, Hoheit — Feldmarschall Gablenz verfügt nur über viertausendachthundert Mann; denen stehen zwölftausend Mann unter Manteuffel und fünftausend Mann im Lauenburgischen gegenüber.“

„Woher wissen Sie das? — Und die Hannoveraner, die Hannoveraner! . . . Rechnen Sie die für nichts?“

„Die sind noch lange nicht marschfertig, sind noch brigadeweise im ganzen Lande zerstreut. Auch glaube ich nicht . . .“

„Ah! . . . woher wissen Sie das? — Wie können Sie das behaupten?“

„Hoheit — ich lese die Berliner Zeitungen!“

„Ah! . . . Sie, — die Berliner Zeitungen? . . .

diese ... ah!“ rief der Herzog zurücktretend und beinahe erschrocken und ungnädig den Sprecher mit den Blicken messend.

„Wenn man erfahren will, wie es in der Welt zugeht, muß man sehen und hören ... audiatur et altera pars, Eure Hoheit!“

„Ah! ah! ... ja freilich, freilich! ... Es liegt etwas Wahres darin, habe es selbst schon erfahren,“ murmelte der Herzog und senkte den Blick, dann wandte er sich beinahe naiv wieder an den General.

„Sehen Sie ... ich bekomme es in der That nicht über das Herz, diese Berliner Aufschneidereien zu lesen ... nicht einmal den sogenannten Kladderadatsch ... Aber was sagen denn diese guten Leutchen?“

„Man sieht dort die Sachen sehr ernst an, Hoheit, hofft aber, es werde nicht zum Aeußersten kommen,“ erwiederte General Bodmann eindringlich.

„So? — In der That — — hoffen das?“

Der Herzog rieb sich die Hände.

„Nun, nun — sie werden klug sein“ (er wies auf seine Karte und nickte energisch mit dem Kopf), „zu Kreuze kriechen im letzten Moment ... Ja — was ich sagen wollte ... am Vierzehnten, lieber General, am Vierzehnten ist in Frankfurt die famose Abstimmung beim Bunde.“

General von Bodmann blickte auf, ernst und erwartungsvoll sah er seinen Herrn an.

„Je nun — ich stimme gegen Preußen!“ sprach Jener und nickte abermals.

Ein finsterer Strahl zuckte über das gebräunte Gesicht des Generals. Er bewegte sich unruhig, es zuckte in allen seinen Muskeln.

„Das haben Eure Hoheit wirklich beschlossen?“ frug er finster.

„Das habe ich, natürlich ... ja!“

„Haben sich Eure Hoheit denn auch schon nach einer andern Wohnung umgesehen?“

Diese Worte und die Energie, mit der sie gesprochen wurden, hatten die Wirkung, daß Herzog Franz, wie von einer Feder geschnellt, zurücksprang, mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde.

„Wie? ... eh!“ stammelte er bestürzt, „General von Bodmann ... eh! ... ich muß doch sehr ... sehr bitten!“

Mit finster zusammengezogenen Brauen fuhr General von Bodmann unbeirrt fort:

„In einer so ernsten Zeit, wie diese ist, in der wir leben, Herzogliche Hoheit, ist es die Pflicht eines jeden treuen Unterthanen, die ungeschminkte Wahrheit zu sagen.“

„Sehr ungeschminkt! ... Sie waren sogar grob!“ unterbrach ihn der hohe Herr empfindlich und begann mit den Händen herum zu fechten. Auf seiner Wange brannten zwei rothe, kreisrunde Flecke.

Der General verbeugte sich und richtete sich dann straff wieder auf.

„Eure Hoheit ... ich meine es rechtschaffen ... halten zu Gnaden,“ sprach er fest und legte die Hand betheuernd auf seine Brust.

„Andere Wohnung! ... Unerhört!“ brummte der Herzog noch ganz erbost in seinen Bart hinein.

Da trat der General an jene selbige Landkarte mit den Fähnchen heran, beugte sich über diese und fuhr fort:

„Die preußische Grenze geht hier oben bei Borna nur zwei gute Wegmeilen von hier an X. vorüber. König Wilhelm und Herr von Bismarck machen Ernst, das lehren uns die Vorgänge in Holstein oben; darum bin ich der festen Ueberzeugung, daß wenn Eure Hoheit heute gegen Preußen stimmen, spätestens morgen preußische Truppen hier einrücken!“

„O! ... o! ... ich bitte ... still, General! — Ich will so etwas nicht hören!“ rief der Herzog im höchsten Zorn. „Hier einrücken? — Und mit welchem Recht? ... Das wäre Bundesbruch ...

Wozu haben wir einen Bund, und wozu denn unsere eigenen Truppen?"

Der General schüttelte abermals den Kopf; er hielt dem Sturm wacker Stand.

„Unsere Truppen?" versetzte er, „Eure Hoheit wissen es selbst: die sind im ganzen Lande herum zerstreut."

„So werde ich sie versammeln ... werde ... werde Ordre geben."

„Ganz recht — befehlen das Eure Hoheit ... versammeln Sie dieselben, aber nicht hier, wenn Sie gegen Preußen zu stimmen beabsichtigen, sondern an der südlichen Grenze, damit sie augenblicklich abrücken können ... nach Süden."

„Seine Hoheit Prinz Alexander," meldete der Kammerdiener in diesem Augenblicke.

„Mein Bruder?" fuhr der Herzog auf, „was will der?"

Dann blickte er streng auf den General.

„Sind Sie also auch im Komplot?" frug er mißtrauisch, „ist das abgekartetes Spiel? ... Will man mich brüskiren?!"

„Hoheit — ich bin ein ehrlicher Mann und Ihr getreuer Unterthan," versetzte der General, ohne die Wimper zu senken. — Der Herzog war es, der das

Auge niederschlug, — diese Würde und Festigkeit imponirten ihm wider Willen.

„Lassen Sie ihn hereinkommen," sprach er unwillig und in der übelsten Laune zu dem Kammerdiener gewandt.

„Ich bitte, mich in Gnaden zu entlassen," sprach der General beleidigt.

„Entlassen? ... warum? ... Ah, ja! ... Nun, General ... nichts für ungut ... Ein rasches Wort ... Sie wissen ... nicht böse gemeint ... Sie haben angefangen! ... hier meine Hand ... Ich weiß, Sie sind ein braver ... ein tüchtiger Mann ... Will es Ihnen beweisen ... ah, mein Bruder! ... bleiben Sie hier, General."

Er wandte sich mit Kälte um und sah dem Eintretenden entgegen. Er war sich einer Schuld bewußt: er hatte einen entscheidenden Schritt beschlossen, ohne den Erben des Thrones dabei zu Rathe zu ziehen, ihn auch nur zu hören. Er wappnete sich jetzt gegen dessen Vorwürfe.

Der General trat zurück.

Prinz Alexander, der seit der Heimkehr von seiner italienischen Reise in einer fortwährenden Aufregung lebte, schien heute ganz besonders nervös und erregt zu sein; geröthet waren dessen unsympathische

Züge, unstät waren Blick und Mienen. Er sah leidend aus und der ganze Körper bewegte sich mit fieberhafter Hast.

„Sollte ich nicht opportun sein, so bitte ich um Verzeihung," sprach er, bis in die Mitte des Zimmers tretend. „Wichtige Geschäfte . . ."

„Ich bitte," unterbrach ihn Herzog Franz mit Kälte.

„Ah! General von Bodmann!"

Prinz Alexander schickte Jenem ein flüchtiges Lächeln hinüber, eine Grimasse, er schien erfreut zu sein, ihn hier zu finden. Der General verneigte sich.

Hoch aufgerichtet und mit der Absicht zu imponiren, stand der Herzog da, die Rechte vorn in den Ueberrock gesteckt, bereit, eine jede unberechtigte Zumuthung energisch als Souverän zurückzuweisen. Aber dazu kam er gar nicht, denn die Voraussetzung paßte nicht; etwas ganz Anderes, als er vermuthete, führte den Prinzen hieher.

„Ich bin der Ueberbringer einer bösen Nachricht," begann dieser mit allen Zeichen der Erregung. „Im Publikum ist das Gerücht verbreitet, und ich habe sogar einen anonymen Brief erhalten."

„Im Publikum? — Was spricht man dort?

Was geht das mich an?“ fiel ihm der Herzog etwas erstaunt und unwillig in die Rede.

„Dieser Mensch ... dieser Platzmajor ... dieser Herr von Rottweil,“ versetzte der Prinz mit einer energischen Bewegung seiner rechten Hand und jedes seiner Worte stark betonend.

„Ah! ... was, schon wieder der Platzmajor?“ frug der Fürst mit wachsendem Aerger.

„Erst diese skandalöse Neujahrsgeschichte, dann die Affäre in Borna ...“

„Dafür wurde er freigesprochen,“ unterbrach ihn der Herzog lebhaft.

„Freigesprochen ... allerdings! ... Und kaum ist die Geschichte mit dem Zeughausbrand todt geschwiegen, sind jene lächerlichen Herausforderungen zurückgenommen, so hat er schon wieder Händel vom Zaun gebrochen! ... Dieser Herr ist eine ...“

„Und darum kommst Du hieher?“ frug der Herzog etwas naiv und zog ein ganz eigenthümliches Gesicht.

„General von Bodmann, — ist Ihnen von dem etwas bekannt, was mein Bruder, was Seine Hoheit spricht?“ frug er, beinahe sanftmüthig sich an diesen wendend.

„Zu Befehlen, Eure Hoheit ... ich habe dienstliche Meldung von dem Vorfall.“

„Ah! ... warum sagten Sie mir das nicht gleich?“

„Eure Hoheit gaben mir noch keine Gelegenheit dazu.“

„Eh! ... ja ... ganz richtig! ... Danke Dir, lieber Alex ... Weißt Du wohl, was dieser Revolutionär da zu mir sagte?“ fuhr er plötzlich in einem freundlichen, fast wie Scherz klingenden Tone fort und legte seine Hand leise auf des Prinzen Arm. „Ob ich mich schon nach einer andern Wohnung umgesehen hätte, fragt er mich ... ist das nicht unerhört?!“

„Ich verstehe nicht recht,“ erwiederte der Prinz mit finsterer Miene.

„Weil ich am Vierzehnten gegen Preußen stimmen werde, meinte er.“

„Ist das Dein fester Entschluß?“ frug Prinz Alexander einen Schritt vortretend, sehr roth werdend plötzlich und mit funkelnden Augen.

„Unumstößlich! — Mein fürstliches Wort ist verpfändet.“

„Das ist allerdings etwas Anderes — dann mußt Du, müssen wir Alle, das ganze Volk die Konsequenzen tragen ... Dann ist es allerdings an der Zeit für Jeden, sich nach einer andern Wohnung

umzusehen," erwiederte der Prinz mit Ingrimm und Zähneknirschen. „Hättest Du die Stimmen gehört, die Dir am nächsten standen, durch die Bande des Blutes, und nicht die bezahlten Schranzen und Schmeichler . . ."

„Still, Eure Hoheit! . . . Ich bitte! Ich will solche Worte nicht hören! — Ich bin hier der Herr in meinem Hause, denn ich bin Fürst. — Erst wenn ich todt bin, kommst Du an die Reihe, — früher nicht!"

Der Prinz trat beleidigt, erblassend zurück.

„Was ist das mit dem Platzmajor für eine Geschichte, General?" fuhr der Herzog nach einer kleinen Pause fort und wandte sich an diesen.

„Eure Hoheit, er hat mit dem Lieutenant von Reichert Streit begonnen," versetzte dieser in der peinlichsten Verlegenheit und voller Mitleid für den Prinzen.

„Weiter nichts? . . . ich werde das untersuchen . . . applaniren!"

„Eure Hoheit — das ganze Offizierkorps ist in der größten Erregung deßhalb; ein Duell ist dieses Mal unabwendbar."

„Machen Sie mir auch Opposition? — Was hat man gegen den Rottweil? — Er geht manch-

mal ein wenig zu weit, aber er ist ein treuer, ergebener Diener seines Fürsten und Herrn, ein braver Offizier."

Der General verneigte sich und schwieg, der Prinz kaute wüthend an seinem Barte.

Mit großen Schritten durchmaß der Herzog einige Male das Zimmer.

„Im Uebrigen bleibt es bei meinen einmal gefaßten Entschlüssen," stieß er heftig heraus. „Ich stimme mit den Anderen und zwar gegen Preußen! Um diesem Schritte den gehörigen Nachdruck zu geben — werde ich anordnen, daß meine getreuen Truppen in Eile konzentrirt werden. — Ich stelle dieselben hiemit unter den Befehl des General von Bodmann! — Näheres wird nachfolgen.

„Ich danke Ihnen, meine Herren! — Auf Wiedersehen!"

Der Prinz und der vollständig überrumpelte General verbeugten sich und verließen in höchster Erregung das Schloß.

XLVIII.

Der Herzog rieb sich die Hände; er hatte sich zu einer That aufgerafft, diese richtete ihre Spitze gegen seinen Bruder, den er nicht leiden konnte und dem er mißtraute, und gegen den General von Sandrewski, seinen ehemaligen Günstling, welchem er grollte. Er war so vergnügt darüber, daß es ihn drängte, der Herzogin sogleich von diesem Entschlusse Mittheilung zu machen.

Die Zeiten konnten in der That recht ernst werden, er hatte deßhalb dem Tüchtigsten von seinen Generalen das Kommando übergeben; die Anderen wollte er bei seinem Stabe behalten. Selbst in Wien mußte seine Entschließung gebilligt werden, denn der Sandrewski konnte nicht drei Leute über den Rinnstein führen, wie man zu sagen pflegt, während Bodmann ein einsichtiger und unterrichteter Mann war und sogar ein Werk über Kriegskunst geschrieben hatte.

In Eile kritzelte er eine Zeile auf einen Bogen Papier und befahl, diese zu expediren. — Auch im Lande würde diese Ernennung einen guten Eindruck machen.

Hierauf begab sich der Herzog hinüber in die Gemächer seiner Frau; die Läufer dämpften seine Schritte.

Er fand den geräumigen Salon neben dem blauen Erker leer, nicht einmal ein Herr oder eine Dame vom Dienst waren darin; nur die Stimme der Gräfin, grob, fast männlich wie immer, klang laut herüber und schlug an sein Ohr.

„Mais ma bien chérie, c'est le secret du polichinel ... Die ganze Stadt spricht davon!" rief Felicitas. „Wozu denn diese Verstellung? Man nimmt die Sachen wie sie sind."

„Ich meine das nicht," versetzte die Herzogin mit einiger Erregung, „ich habe diese Thorheit immer ein wenig ihren Gang gehen lassen — aus Nachsicht, aus Klugheit, denn ich kenne Agnes; sie besitzt leider ganz den leidenschaftlichen, unbesonnenen Charakter ihres Vaters."

„Ah! ... ah!" machte der Herzog, blieb plötzlich stehen und sah nicht wenig bestürzt aus. „Fürwahr ... mir neu ... eh!"

„Agnes ist dreißig Jahre vorüber und wird langsam eine alte Jungfer.“

„Nun ja ... so, so,“ bestätigte die Gräfin.

„Warum ihr also diese eine Illusion verkümmern? — Das Leben in unserer Sphäre ist nicht eben verlockend ... eine fortgesetzte Kette von Entbehrungen, von Resignation.“

„Ah ... ah!“ machte Herzog Franz und schüttelte leise den Kopf.

„Wie Sie das sagen! — Aber davon rede ich nicht; lassen Sie ihr immerhin diese kleine Schwäche passiren, und der Himmel gebe, daß sie recht alt dabei werde und daß Alles gut abläuft.“

„Wenn ich also bisher schwieg ... an dem Rottweil habe ich trotzdem sehr viel auszusetzen,“ fuhr die Herzogin mit Eifer fort. „Mein Mann verzieht ihn, Agnes hat ihr Herz an ihn gehängt ... ich kann das nicht ändern —“

„Ah, ah!“ machte der Herzog und wurde mit einem Male sehr roth und blickte mit seltsamen Augen da hinüber. „Teufel, Teufel!“

„Aber jener gute Platzmajor ist malitiös, ist ein Intrigant und ein roher, gewaltthätiger Mensch; man lebt seinetwegen in einer fortwährenden Angst. Seine ewigen Duelle, sein Benehmen in Borna —

man mag sagen, was man will — und vor Allem jene unwürdige Mummerei in der verflossenen Neujahrsnacht, der ein paar unglückliche Soldaten mit seinem Wissen und Willen zum Opfer fielen ... das ist unerhört, das zeugt von niedriger Gesinnung! Er hat uns Alle abscheulich mystifizirt, lächerlich gemacht, wenn mein Gemahl das erführe ... die Augen würden ihm in einer Weise aufgehen, die dem Herrn von Rottweil doch gefährlich werden könnte..."

„Ah ... ah!"

„Mein Mann ist allerdings ein Schwächling, liebe Felicitas ..."

„O ... o!!"

„Ich sage nicht nein!... il n'est pas un aigle..."

„Aber wenn er einmal die Geduld verliert, dann möchte ich doch nicht gern an Rottweil's Stelle sein.— Ich selbst werde mit ihm sprechen, so sauer mir es wird ... meine Autorität geltend machen, denn mein Gemahl ist eine Null, er würde Alles verderben im besten Falle."

„Eine Null? ... Das ist mir neu!" sprach der Herzog sehr laut und trat plötzlich vor die sehr erschrockenen Damen hin.

Die Herzogin erhob sich — sehr roth und erschrocken.

„Sie haben gelauscht?“ frug sie mit gerunzelten Brauen und sah ihn an.

„Ein wenig — in der That,“ erwiederte der Herzog und rieb sich verlegen die Hände. „Sacra! Sie haben ja eine vortreffliche Meinung von mir!“

Gräfin Wolfskehlen wandte den Kopf zur Seite und lächelte spöttisch.

„Eh! ... Auf diese Weise erfahre ich doch zum wenigsten, wer ich bin,“ fuhr er sehr pikirt fort und bewegte heftig den Kopf, „wie man über mich denkt! ... Und dieser Rottweil? ... Eh! ... heraus damit ... was bringt man gegen ihn vor?... Ich will klar sehen!... Keine halben Worte! ... Was ist das mit der Agnes und dem unwürdigen Neujahrsscherz?“

Gräfin Felicitas, welche bemerkte, wie der Herzog sich schnell in Wuth redete, gab der Freundin einen heimlichen Wink.

„Ist es Ihnen genehm, so machen wir eine Promenade durch den Park,“ sprach die Herzogin, sich erhebend. „Ich habe mich soeben erst überzeugt, daß hier die Wände Ohren haben ... Ihren Arm, wenn's beliebt.“

„Die gute Helene wird einige Mühe haben, den Herrn Gemahl zu beschwichtigen,“ murmelte spöttisch die Gräfin hinterdrein, während sie dem Paar nach=

schaute. Dann raffte sie ihre Papiere zusammen und war im Begriff, sich zu entfernen, als mit allen Zeichen tiefster Niedergeschlagenheit und Bestürzung General von Sandrewski hereintrat und ihr die Mittheilung machte, in Thränen fast, daß er in Ungnade gefallen sei, um ihren Schutz und ihre Hülfe bat.

„Wie? ... Der Bodmann und nicht Prinz Alexander?“ rief die rücksichtslose Frau. Dann verzogen sich ihre verschwommenen Züge zu einem wahrhaft abschreckenden Lächeln.

„Sie haben doch nicht im Ernst daran gedacht, ein Kommando im Felde zu führen — Sie?“ sprach sie wegwerfend.

„Aber, theuerste Gräfin!“

„Gehn's mir! ... Machn's kein'n Unsinn! ... Hier waren Sie gut zu brauchen, aber da draußen, — da ist mir der Bodmann schon lieber. Was verstehen Sie von solchen Sachen?“

„Aber erlauben Sie, Gräfin,“ wehrte sich der bestürzte General.

„Schmarrn! ... Laßt's mich aus. Ich hab' jetzt mehr zu thun, als das! Also nicht der Prinz? ... Das ist g'scheidt — das freut mich!“

Damit ging sie eilig der Thüre zu. Mit Dem da brauchte sie keine Umstände zu machen, zu dem sprach

sie deutsch. Aber an der Thüre blieb sie noch einmal stehen, wandte sich herum und sprach:

„Ein guter Rath: machen's schleunig, daß's fortkommen hier, und bleiben's hübsch daheim; heut weht hier kein guter Wind!"

Sie nickte bedeutsam und verschwand.

Der General drehte martialisch seinen Schnurrbart und biß sich auf die Lippen. Wild starrte er vor sich hin, dann stieß er den Sarras klirrend auf den parketirten Fußboden.

„Bomben und Granaten!" fluchte er, „eine Schand' ist's! Nichts wie Undank und Falschheit! Aber, ich sag's euch ... das nimmt kein gutes End'!"

Er schnitt eine furchtbare Grimasse und begab sich dann auf den Rückzug.

Zu derselben Zeit schrieb Prinz Alexander in höchster Aufregung einen Brief an seinen regierenden Bruder; er beklagte sich, daß er unwürdig behandelt worden sei und daß deßhalb alle Folgen für die Schritte, die Jener thue, allein auf sein Haupt fielen. Er lehne jede Responsabilität ab, lege hiermit sein Kommando nieder und ziehe sich auf seine Besitzungen zurück.

XLIX.

Das Unglück war geschehen: schwer verwundet lag der Hauptmann von Rottweil im Garnison-lazareth.

Es war auf irgend eine Weise schon vor Monaten ein Schatten von einem Gerücht in das Publikum gedrungen, der gestrenge Platzmajor stünde zu jener Erscheinung in der verflossenen Neujahrsnacht in irgend einer Beziehung, durch Skeptiker natürlich, denn die Gläubigen erbleichten bei dem bloßen Gedanken an solchen Frevel und schlugen ein Kreuz. Rottweil's Name wurde viel genannt in der letzten Zeit, man wurde seitdem auch wieder aufmerksamer auf das Verhältniß zwischen jenem Herrn und der Prinzessin Agnes. Früher hatte man von einem solchen nur gemunkelt, jetzt sprach man ganz offen davon, trotzdem Rottweil fortfuhr, Seppi Kühkopf mit Ostentation den Hof zu machen.

Das Echo jener Gerüchte kam natürlich auch dem

Platzmajor zu Ohren; eine Folge davon war damals die Szene zwischen ihm und Lieutenant von Reichert auf dem Maskenball gewesen, denn nach seiner Meinung konnte nur dieser junge Mann der Verbreiter derselben sein; er stand in nahen Beziehungen zu Fräulein von Roth, und diese war die einzige Vertraute der Prinzessin.

Dem gewaltthätigen Wesen Rottweil's erschien es am passendsten, den Lieutenant durch Drohungen einzuschüchtern, ihn mundtodt zu machen, ohne auch nur zu fragen, ob Jener der Schuldige war. Seit jener Zeit glimmte dort der Funke, welcher schließlich die Mine in die Luft sprengte.

Wir haben gesehen, daß Helene von Roth sich alle nur erdenkliche Mühe gab, den Geliebten von Uebereilungen zurückzuhalten, wie sie ihn bat, Geduld zu haben und dem Platzmajor aus dem Wege zu gehen; das hatte Reichert auch gethan, nach besten Kräften und so lange es anging, trotzdem es ihm sehr sauer wurde. Nun florirte aber in X. die Pest des Schreibens von anonymen Briefen, wie kaum irgendwo anders; solche hatte man, und namentlich in der Zeit, als Rottweil's Name durch die Bornaer Affäre so sehr in den Vordergrund gedrängt wurde, der Prinzessin Agnes, dem Herzoge und der Her-

zogin gesandt. In denselben wurde das Verhältniß, in welchem Jene zu dem Platzmajor stand, in oft sogar cynischer Weise bloßgelegt. — Der klugen Herzogin war es unschwer gelungen, ihrem Gatten jene Schreiben vorzuenthalten; sie selbst hatte in ihrem Leben hinreichend unter ähnlichen Niederträchtigkeiten gelitten, sie verbrannte jene Briefe. Auch ihr war es ja kein Geheimniß geblieben, was zwischen jenen Beiden vorging, aber sie kannte ihr eigenes Fleisch und Blut und fürchtete es, ebenso wie die Ausbrüche des väterlichen Zornes ... Sie schwieg deßhalb und wachte.

Wir erinnern uns, daß Bessing vor etlicher Zeit Helene von Roth abendlich am Fenster beobachtete, wie diese dem Platzmajor ein Papier hinabwarf; sie that dieß auf den dringenden Wunsch der eifersüchtigen, vor Zorn halb rasenden Prinzessin; — es war dieß einer jener anonymen Briefe gewesen, mit einer Bitte versehen, womöglich die Dame herauszubekommen, von welcher derselbe verfaßt worden sei. Das Schreiben war an Prinzeß Agnes gerichtet und klagte ihren Geliebten an, daß er sie mit anderen Damen hinterginge, daß er ein bestechlicher, niedrig denkender Mensch sei, und daß sie daher nur ihre Pflicht thäte, wenn sie demselben den Laufpaß gäbe.

Das Nachforschen war geschehen, aber ohne Erfolg, den einen abgerechnet, daß der Platzmajor seitdem den Lieutenant von Reichert noch mehr verabscheute und nicht immer klug genug war, diese Gesinnung zu verbergen.

Hauptmann von Rottweil, dessen Gemüthsstimmung durch die jüngsten Ereignisse nicht gerade gebessert worden war und der, — im Grunde ein Feigling — trotz seines Ehrgeizes und aller getroffenen Maßregeln vor dem Augenblicke zitterte, wo der Herzog von seinen Beziehungen zu seiner ältesten Tochter Kenntniß erhielt, hatte recht wohl bemerkt, daß der junge Offizier ihn, wie alle anständigen Kameraden, im Grunde seines Herzens verachtete. Vor Allem aber hatte er ihn im Verdacht, daß er absichtlich ihm hinter seinem Rücken schadete. Bei einigen Gelegenheiten schon hatte er ihn das fühlen lassen. Um Helenens willen hatte Reichert geschwiegen.

Ganz vor Kurzem, in einer Privatgesellschaft und beim harmlosen Spiel, war indessen der gegenseitige Haß zum Ausbruch gekommen: mitten in dem frohen Getreibe erhob sich ein Tumult.

„Das verstehen Sie nicht," sprach eine laute, grobe Stimme.

„Um Verzeihung, Herr Hauptmann, das verstehe

ich ebensogut wie Sie," versetzte eine andere, und man sah die beiden Herren mit gerötheten Gesichtern sich gegenüber stehen; ein Nichts gab dazu die Veranlassung; es handelte sich um die Auslösung eines Pfandes.

„Herr — ich sage Ihnen, daß Sie im Unrecht sind ... Sie verstehen das nicht, und im Uebrigen ist Ihr Benehmen, wie schon häufig, ein durchaus unpassendes," rief der Platzmajor in heller Wuth und mit funkelnden Augen.

„Ich verbitte mir eine solche Sprache! Wir befinden uns hier nicht unter dem Schutze der Kriegsartikel, sondern unter dem der geselligen Formen; wenn Sie das vergessen — ich werde es nicht thun!" erwiderte Reichert, sich nur mühsam noch bezwingend.

Dann vernahm man das Wort „Unverschämter", und dann jenes andere schwere Wort, wofür es nur die eine Sühne gibt — Blut.

Der Eklat war da, das Duell unvermeidlich. — Wenige Tage darauf fand es statt; die Kugel seines Gegners ging dem Beleidiger durch die Brust.

Während der Platzmajor verwundet im Garnisonlazareth lag, brachte die Untersuchung gegen ihn die schwersten und seltsamsten Anklagen zum Vorschein. Der Herzog, dessen Machtspruch in diesem

Falle wirkungslos bleiben mußte und dem man kaum zu sagen wagte, wie die Sachen eigentlich lagen, ließ sich die Akten einreichen und erfuhr aus diesen erst, wie nahe ihn selbst und seine Familie dieser Streit anging, wer Rottweil, sein Günstling, eigentlich war und in welchen Beziehungen er zu seiner Tochter stand.

Diese Anklagen, die Aussagen seiner Kameraden gegen den Verwundeten waren geradezu erdrückend: die niedrigste Bestechlichkeit wurde ihm vorgeworfen und erwiesen, Tyrannei, Hinterlist, Intriguen aller Art. Auch die Bornaer Affäre kam darin zur Sprache, über welche das Offizierkorps geradezu empört war, der Zeughausbrand, bei welchem er als ein gefügiges Werkzeug Anderer seine Hand im Spiele gehabt hatte, das Verhältniß zur Prinzeß, welches er ausbeutete zu seinen ehrgeizigen Zwecken, auch jener Fastnachtsspuk zuletzt in der Neujahrsnacht, der an Hochverrath streifte und ihn selbst und alle Welt düpirte. Jener Mensch, den er mit Gnaden überschüttete, er hatte sein unseliges Kind verleitet, sich dort oben in den Dienstgemächern mit ihm zu treffen! ... Mit einer gewöhnlichen laterna magica, einem Kinderspielzeug, hatte er die Schildwachen verscheucht und ihn ... ihn selbst und alle Welt auf die infamste Weise

mystifizirt, ihn lächerlich gemacht, und Agnes, sein geliebtes, unglückliches Kind, in's Verderben gestürzt!!

Und das Alles konnte geschehen in seiner nächsten Nähe, ohne daß er ein Wort davon erfuhr ... unter seinen Augen so zu sagen? ... Und diesen Menschen ... diesen Staatsverbrecher und Verderber hatte er behandelt wie einen Sohn? — Erst durch diese Akten mußte er erfahren, durch diesen blutigen Eklat, wer derselbe eigentlich war?!

Der Herzog tobte, er war ganz außer sich: der General von Sandrewski, der Minister von Königsbach, der Hofmarschall und General von Bodmann wurden schnell nacheinander befohlen; sie fanden den Fürsten in einer kaum beschreibbaren Wuth, sie wurden überschüttet mit Vorwürfen, mit Injurien selbst. Dann kam die Herzogin an die Reihe, und ganz rasend zuletzt vor Zorn und Schmerz eilte er in die Gemächer seiner Tochter, um ein furchtbares Strafgericht zu halten. Dort aber fand er den Arzt und weinende, bestürzte Gesichter; die unglückliche, liebesüchtige Prinzeß Agnes hatte den Ausgang jenes Duells erfahren, sie fiel von einer Ohnmacht in die andere, sie raste zwischendurch und verlangte mit verzweifelten Bitten und Geberden, man sollte sie zu ihm, zu ihrem Geliebten bringen, damit sie mit ihm stürbe.

Wie gebrochen stand der unglückliche Vater da und rang die Hände, ein Bild des Jammers äußerlich — innerlich vernichtet. — Also auch Der hatte ihn hintergangen? ... Ein Mann, auf den er Häuser gebaut hätte, den er für seinen treuesten Diener hielt?! ... Und auch sie ... Agnes ... sein eigenes Kind! ...

War er denn von Gott und aller Welt verlassen, daß er sich jahrelang so in Illusionen und Vertrauensseligkeit ergehen konnte? Einen Schwächling hatte ihn seine eigene Frau genannt ... ha! Er schüttelte die Faust, — wohl wahr, sie hatte nur zu Recht! ... Aber das sollte anders werden ... ein furchtbares Strafgericht wollte er halten, mit Skorpionen darunter fahren!

Er schloß sich ein — er ging herum in seinen Zimmern wie der Löwe im Käfig.

„Meinen Wagen!“ befahl er zuletzt.

Derselbe fuhr vor; durch die erregten Volksmassen, welche Straßen und Plätze erfüllten, rollte er hinaus zum Garnisonlazareth.

„Was bedeutet das? ... So viele Menschen?“ frug er zerstreut mit kurzer Handbewegung und bemerkte in seiner Erregung gar nicht, wie finster ein Theil der Bevölkerung ihn anstarrte.

„Vermuthlich erwartet man die Truppen, Eure Hoheit ... Das Neustädter Bataillon rückt heute hier durch,“ erwiederte mit großer Geistesgegenwart der Adjutant, der recht wohl den Grund dieser Zusammenrottungen kannte, sich aber klüglich hütete, denselben zu nennen.

„Ah! ... ja — ganz recht ... die Neustädter ... Major Gabler — nicht wahr?“

„Major Gabler hat sich krank gemeldet, Hauptmann von Gerland führt das Bataillon.“

„Richtig — hatte das vergessen; doch hier sind wir. Bitte, sitzen zu bleiben, mich allein gehen zu lassen.“

„Zu Befehlen, Hoheit!“

Der Leibjäger half dem Herzoge beim Aussteigen, der einen seltsamen, fast wie abwesenden Blick auf das finstere Gebäude warf und dann mechanisch vorwärts schritt, wie im Traum.

Kein Wunder war das, denn wie viele Gedanken gingen dem unglücklichen Fürsten und Vater heute nicht im Kopfe herum!

Das ganze Hauspersonal lief erschrocken zusammen, als der herzogliche Wagen so unerwartet vorfuhr; der Inspektor zog in aller Eile seinen Uniformsrock über die beschmutzten Civilhosen (er war

gerade dabei, ein Fäßchen Bier abzuziehen, als seine Frau ihn aufscheuchte), er setzte die Dienstmütze auf und eilte zur großen Treppe. Der Arzt du jour wurde in aller Hast benachrichtigt; ein Glück, daß der Herzog zuerst einige Rekonvaleszenten ansprach, welche draußen im Hofe frische Luft schöpften, mittlerweile konnte so alles Ungehörige entfernt, Schmutz und Staub, so viel es anging, beseitigt werden.

Man fürchtete eine unverhoffte Revision, aber dem herbeieilenden Arzte gegenüber erklärte der Herzog, er wünsche den Platzmajor von Rottweil zu besuchen.

„Hoheit wollen unterthänigst entschuldigen: sehen können Höchstdieselben den Verwundeten, aber sprechen oder sich von ihm sehen lassen, das ist unmöglich," versetzte dieser pflichtgetreu.

„Dann zeigen Sie ihn mir!" befahl der Herzog.

Von dem Nebenzimmer aus sah er dann, durch die Thürspalte, den bleichen, verwundeten Mann, dessen Züge so seltsam verändert waren, wie die eines Sterbenden.

Auch er ein Verräther!

In seinem faltigen, mageren Gesicht spiegelte sich der Weltschmerz wieder; vorwurfsvoll und fra-

gend zuerst, kummervoll dann, erschüttert und zuletzt mit einer Thräne im Auge, schaute der im Grunde so gutmüthige und edle Fürst auf Den, der ihm im Leben mit am wehesten gethan hatte.

Der Arzt stand ehrfurchtsvoll beiseite und schaute zu Boden — ergriffen!

Der Herzog wandte sich um, machte eine unbestimmte Bewegung mit der Hand und ging hinaus, auf den Zehenspitzen.

„Ist Hoffnung vorhanden?“ fragte er flüsternd.

„Wenig, Eure Hoheit, — die Kugel hat die rechte Lunge arg verletzt und steckt im Körper.“

„Leidet er Schmerzen?“

„Das wohl ... Fieber und Athemnoth.“

„Pflegen Sie ihn ... Lassen Sie es an nichts fehlen, Herr Doktor! Wie ist doch Ihr Name?“

„Thilau, Eure Hoheit.“

„Ah ja ... ganz recht! ... Thilau, Thilau! ... Versäumen Sie nichts ... ich mache Sie dafür verantwortlich, — Alles was geschehen kann!“

Mit einem Gefühl der Erleichterung sahen alle Betheiligten den herzoglichen Wagen wieder davon fahren. Also keine unvermuthete Zimmerrevision ... Gott sei Dank!

Der Herr Inspektor zog schnell den unbequemen

Uniformsrock aus und machte sich wieder an sein Fäßchen.

„Hauptmann von Rottweil sieht sehr übel aus," sprach der Herzog im Wagen zu seinem Adjutanten, ohne diesen anzuschauen.

„Ich hörte dieß schon sagen, Eure Hoheit."

„Und das Kriegsgericht . . . ich meine Lieutenant von Reichert?"

„Er geht heute nach der Franzensburg ab, Eure Hoheit."

„Hm . . . hm! . . . Bös . . . sehr bös!"

L.

Während dort drinnen in den prächtigen Gemächern des Schlosses die größte Aufregung herrschte, während Herzog Franz nach einem Menschen suchte, auf den er sich verlassen konnte, wie ein zweiter Diogenes, war auch das ganze Land in fieberhafter Erregung: hier in der Residenz ließ sich der Pulsschlag der öffentlichen Meinung am leichtesten beobachten.

Es war heute der 14. Juni, man wußte, daß jetzt in Frankfurt jene hochwichtige Abstimmung stattfand, die ganz Deutschland gegen Preußen in Waffen bringen sollte; — Bundesexekution!

Man wußte ebenso, daß der Herzog seine Stimme mit der Mehrzahl abgeben würde — gegen Preußen. Selbst wer nicht völlig blind war, mußte ahnen wenigstens, wohin das führen würde. Alle unabhängigen Leute standen zu Preußen und tadelten laut

die Mißgriffe der Regierung, nur die Hofpartei und ihre Anhänger jubelten.

Heute war nun überdieß auch ein entscheidender Tag, speziell für das eigene Land: vor dem Ständehaus, in welchem die in Eile wieder zusammenberufene Kammer tagte, standen die Menschen Kopf an Kopf; dort drinnen wurde heute abgestimmt über die Mittel zum Kriege.

Ein Bataillon Soldaten marschirte quer über den Platz, — das Bataillon aus Neustadt, — es wurde mit Jubel und mit Pfeifen empfangen. Kaum war es vorüber, so wendete sich die Aufmerksamkeit dem Hause wieder zu. Bis an die breite Freitreppe stand die Menschenmasse, wo Polizeidiener ihr den Zutritt verboten. Die Galerieen drinnen hatte der Präsident vorhin schon räumen lassen, weil die Zuhörer Zeichen des Beifalls und des Unwillens hatten laut werden lassen.

Onkel Pabstmann rannte an der Peripherie dieser schwarzen Volksmenge unruhig hin und her.

„Wenn sie's nicht thun, dann löst er sie abermals auf ... so wahr ich lebe ... wir werden's sehen," sprach er aufgeregt zu dem Kammerrath Werder und dem Rath Vogler, die gespannt nach dem Eingang hinauf sahen.

„Brandreden! ... Ich will nicht selig werden ... wahre Raketen schleudern sie da drinnen!“ fuhr er fort und rollte gewichtig mit den Augen. „Der Doktor Bickel zum Beispiel ... So ein Mensch!“

„So seien Sie doch nur endlich still, lieber Freund,“ ermahnte ihn der Rath, „bedenken Sie doch, wo Sie sind.“

„Was! ... Ich soll nicht einmal reden, wenn Die da drinnen unserem guten Herzog das Geld verweigern, um Krieg zu führen?“ rief der kleine Herr gereizt ... „Ein Skandal!“

In diesem Augenblick zog etwas wie ein Brausen über die Köpfe der Menge dahin. Das Portal dort oben öffnete sich, ein Flügeladjutant des Herzogs eilte die Treppe herab, ihm folgte Herr von Bardenstein auf dem Fuße.

Die Polizisten machten ihnen Platz ... Gellendes Pfeifen wurde laut, das mit Bravos und Händeklatschen von anderer Seite her erwiedert wurde. Unruhig wogte die Menge.

„Der Herzog wird sie auflösen — ganz einfach,“ sprach Rath Vogler vorsichtig zu dem Kammerrath, „lassen Sie uns heimgehen — 's ist Zeit.“

Jener nickte mit den Augen und folgte.

„Kommen Sie, Pabstmann,“ sprach er und wollte diesen mit sich fortziehen.

„Was? ... Jetzt gehen — gerade wo's interessant wird? ... Um keinen Preis der Welt! ... Ich bin ein unabhängiger Mann ... ich lebe von meinen Renten, ich bleibe!"

„Ein Narr sind Sie," brummte der Kammerrath sehr gereizt in den Bart und begab sich still mit dem Andern auf den Rückzug.

„Es sollte mich gar nicht wundern, wenn wir nächstens die Preußen hier hätten," sprach Rath Vogler vorsichtig.

„Still! ... Um Gottes willen! Das ist Landesverrath!"

„Ja — wenn's aber wahr wird ... was dann, lieber Kollege?"

„Man wird es nicht wagen ... das wäre Bundesbruch! ... Und dann haben wir doch auch unsere Armee!" versetzte der Kammerrath, den Kopf erhebend.

„Ja — weit vom Schuß ... da unten im Süden, und hier geht die Grenze auf zwei Meilen vorüber. Da oben stehen die schwarz-weißen Pfähle!"

„Weiß Gott, was werden wird! ... Es sieht trübe aus im deutschen Reich! ... Hoffen wir das Beste."

„Hoffen Sie, so viel Sie wollen, aber wenn ich

Ihnen rathen soll, Kollege, dann vergraben Sie Ihr Silberzeug und packen Sie Ihre besten Sachen."

„Sie glauben doch nicht?" rief der Kammerrath erschrocken.

„Ein bischen Plünderung? . . . Je nun — man kann nicht wissen," erwiederte der Rath mit einem unangenehmen Lächeln und zog den Hut. „Des Muthes besserer Theil ist die Vorsicht . . . Ich habe die Ehre!"

Sehr beunruhigt kam der Kammerrath nach Haus und sagte seiner Frau in aller Heimlichkeit, was er soeben gehört und gesehen hatte. Sie überlegten dann, der Warnung des Raths Vogler eingedenk, was zu thun sei. Unter Seufzern und Klagen beriethen sie, ob man nicht besser thäte, noch heute Ernestine und die Kinder zu ihren Verwandten in's nahe Gothaische zu schicken. Nachdem das schließlich als möglicherweise Aufsehen erregend von ihnen wieder verworfen worden war, begannen sie dann bei verschlossenen Thüren das sämmtliche Silber, bis auf etliche wenige Löffel, in eine feste Kiste zu packen und diese zu vernageln.

Ihr eigenes Pochen störte ein anderes von draußen. Es war ein Junge mit Extrablättern: soeben hatte der Herzog in Ungnaden die Kammer geschlossen.

Mit einem Seufzer sank der pflichttreue Beamte

in seinen Sorgenstuhl, nachdem er die wenigen Zeilen gelesen hatte.

„Was wird nun werden?“ frug er dumpf.

„Und was wird erst aus uns, wenn es Krieg gibt?“ seufzte aus tiefem Herzen auch die Frau und trat dann an's Fenster, angelockt durch den Lärmen da unten.

Die unabhängige Majorität hatte die Oberhand behalten in der Kammer, trotz aller Pressionen; die Volksmenge geleitete eine größere Anzahl der Abgeordneten soeben durch die Stadt. Schluchzend fiel die gesinnungstüchtige Frau ihrem Gatten um den Hals, — der Anblick überwältigte sie, und noch einmal rief sie aus:

„Was nun — Louis . . . was wird nun?!“

„Wir müssen das ruhig abwarten und tragen, mein Herz!“ versetzte dieser, sie küssend. „Wir haben das Bewußtsein, unsere Pflicht gethan zu haben — nun komme es, wie es will.“

Das war am Mittage des 14. Juni 1866.

LI.

„Ich bin ein alter Mann, bald siebenzig Jahre alt," hatte der König von Preußen gesprochen am 25. Mai, als Prinz Friedrich zur Armee nach Böhmen ging, „wie sollte ich jetzt noch an Krieg denken! Ich will nichts mehr, als meinem Volke den Frieden lassen, wenn ich sterbe. Ich weiß ja auch, daß ich es vor Gott mit meinem Gewissen verantworten muß. Ich kann's bezeugen vor Gott, ich habe Alles gethan: gebeten habe ich den Kaiser von Oesterreich, gebeten, wie man nur bitten kann. Aber sie wollen ja den Krieg!"

Dieses Wort hatte einen tiefen Eindruck gemacht auf die Völker, — auf die Fürsten nicht, trotzdem das erste schnelle Handeln Preußens sie nachher völlig hülflos fand.

*

„Haben sich Eure Hoheit denn auch schon nach einer andern Wohnung umgesehen?" hatte General

von Bodmann mit etwas trockener Freimüthigkeit den Herzog Franz gefragt. Wie Jener es vorausgesagt hatte, war es gekommen: in der Nacht zum Fünfzehnten schon überschritten preußische Husaren die nahe Grenze, der Krieg war da, in aller Stille und Hast wurde um drei Uhr früh der Herzog geweckt, und erst am Morgen erfuhren es die guten Einwohner der Residenz, daß der Fürst des Landes sich zu seiner braven Armee begeben hatte.

Es war ein warmer, goldig schimmernder Sommertag, jener denkwürdige 15. Juni. Die Sonne lächelte gar freundlich herab vom blauen Himmelsdom auf die fieberhaft erregte Stadt.

Die Nachricht: „Die Preußen kommen!" hatte die ganze Bevölkerung mit einem Schlage auf die Beine gebracht.

Der Telegraph verkündete die Nachricht, alsbald drang dieselbe mit wunderbarer Schnelle in's Publikum. Die Bäckerjungen, die Zeitungsfrauen trugen sie von Haus zu Haus, der Milchmann und die Marktweiber wußten schon alle Einzelheiten, und seit acht Uhr Morgens bedeckte sich die Stadt mit Plakaten, welche dichte Massen anlockten, die Schüler vor Allem, die, nachdem sie dieselben gelesen hatten, eiligst die Schule schwänzten und nach Hause liefen,

aber auch ernstere Leute, welche mit allen Zeichen des Schreckens davon eilten zu ihren Familien.

„Meldungen des Bürgermeisters von Borna sagen aus, daß heute früh gleich nach Mitternacht preußische Husaren in großer Zahl die Grenze überschritten und gegen X. vorrückten. Seit zwei Uhr folgen Infanterie und Kanonen.

„Seine Hoheit der Herzog Franz hat sich heute früh um fünf Uhr zur Armee nach Holzkirchen begeben.

„Laut Aussagen der Einwohner sammeln sich preußische Truppen bei Villach vor der Höhe. Ausschreitungen seitens derselben sind bis jetzt noch nicht vorgekommen."

Also stand es auf jenen umränderten gelben Zetteln zu lesen, und der Inhalt derselben brachte die allerverschiedensten und seltsamsten Wirkungen hervor.

Der Herzog war geflohen, seine Residenz ohne Schuß preisgebend, seine Familie der Gnade des Feindes überlassend.

Gleich ihm strömten seit etlichen Stunden schon, auf der Eisenbahn, zu Wagen und Fuß, die Flüchtenden zu den südlichen Thoren hinaus, den kostbarsten Theil ihrer Habe mit sich führend, den Rest aber der Willkür des Feindes preisgebend.

Nachdem man seit Jahren Alles gethan hatte, um den starken Nachbar zu reizen, schien man nun mit einem Male alle Besinnung verloren zu haben, seit derselbe Ernst machte.

Oben auf dem Schlosse saß die Herzogin in ihren Gemächern, bei der schwerkranken Tochter, blaß, aber ungebeugt, trotzdem sie sah, wie die Furcht aus so vielen Männern Feiglinge machte. — Herr von Bardenstein, welcher den Auftrag erhalten hatte, den herzoglichen Marstall in Sicherheit zu bringen, erschien vor ihr, ohne daß sie ihn erkannte: der Prahler hatte sich den Bart abgeschnitten und trug unscheinbare Civiltracht, weil er die Rache des aufgehetzten Pöbels fürchtete, wie er sagte.

Der Blick, den die hohe Frau ihm zuwarf, ließ selbst diese Stirn von Bronze beschämt sich senken.

Herr von Gößnitz ging mit zitternder Miene einher und machte nichts wie Verkehrtheiten. Er hörte nicht auf, die Herzogin zu bestürmen, sich und die Ihren nicht der rohen Wuth einer entmenschten Soldateska auszusetzen, — zu fliehen, so lange es noch Zeit sei.

General von Sandrewski, welchen man in der Eile vergessen hatte, kam wie ein Wahnsinniger auf das Schloß gelaufen, um sich zu beschweren, wie man

ihn behandelt hätte, und verschwand dann ebenso eilig, um nach Süden zu reiten, so schnell die Mähre ihn tragen wollte, damit die Preußen einen so wichtigen Fang nicht etwa machten.

Aber es gab auch unerschrockene Naturen und hochherzige Seelen.

Graf Salzka hatte den Damen seine Dienste angeboten, trotzdem er gerade die Pflicht hatte, der Gefahr aus dem Wege zu gehen, eine Menge braver Bürger und Beamten waren auf's Schloß geeilt, um ihre Hülfe anzubieten, die Herzogin ihrer Treue zu versichern, oder sie zu beschwören, sich nicht der Wuth des Feindes auszusetzen.

Es kamen dabei auch recht komische Szenen vor; so erbot sich zum Beispiel der Schützenkönig der Stadt, ein wackerer Bäckermeister, das Schloß gegen alle Feinde der Welt zu vertheidigen. Onkel Pabstmann dagegen entfloh zu Fuß, als fast einziges Gepäck sein vielgeliebtes Papchen, seinen Kakadu, in einem großen, glänzenden Bauer mit sich schleppend. Viele Leute vergruben ihre Kostbarkeiten, denn sie glaubten nicht anders, als daß nun geplündert und gebrandschatzt werden würde, wie im dreißigjährigen Krieg. Solche Erinnerungen bleiben, wurzeln im Volk mit eiserner Zähigkeit. — Andere schickten Weib und Kind fort

und blieben allein zurück bei ihrem Eigenthum, bei den Meisten aber siegte die Neugierde über die Furcht, und noch mehr Menschen, als aus den südlichen Thoren fuhren, eilten zu den nördlichen hinaus, nach den nahen Höhen, um sich die anrückenden Preußen anzusehen.

Die halbe Schuljugend war dort oben zu finden, und gegen zehn Uhr etwa verbreitete sich dann das Gerücht, daß die Einrückenden erklärt hätten, sie führten nicht Krieg mit friedlichen Bürgern, nur gegen den Herzog Franz und seine Armee. Man sollte daher keine unnöthige Furcht haben und in Frieden weiter leben.

Den Meisten gab das eine tiefe Beruhigung; nur etliche Ueberschlaue trauten dem Frieden nicht und machten sich nun erst recht aus dem Staube. Das Wort konnte ja ebenso gut eine Falle sein.

Auf einem kleinen Hügel, neben der Chaussee oben, lag ein einfaches Wirthshaus. Unfern desselben, im Schatten der Eichen, sich mit seinem rothen indischen Taschentuche die dicken Schweißtropfen abwischend, stand der Rektor Magnifikus, mitten unter Schulknaben und Studenten, die sich dort in's Gras gelagert hatten, und die mit ihren blauen, rothen und gelben Mützen allerhand Flecken

in die Natur machten, so daß der Rasen einer blühenden Wiese glich. Zu ihm gesellte sich später auch Herr Kühkopf, der Günstling des Herzogs, dessen Erscheinen hier oben einige Sensation machte.

Unfern von ihnen, am Rande des nahen Wäldchens, lagerten die preußischen Truppen. Aus dem Schatten der hohen Bäume heraus funkelten ihre Waffen. Scheinbar sorglos und wie im tiefsten Frieden ruhten sie dort, nur einige schwache Posten waren vorwärts und seitwärts herausgeschoben, die sie bewachten.

Neben den zusammengesetzten Gewehren lag das Gepäck, dahinter brannten lustig die Kochfeuer unter den langen Reihen von Feldkesseln, bis hier herüber duftete es nach Kaffee. Auf der andern Seite der Straße standen neben den Pferden, welche aus ihren Freßbeuteln kauten, und den Geschützen blaue Husaren und dunkle Artilleristen.

Es war das ein buntes, belebtes Bild und lockte die Neugierigen immer näher heran. Das sah aus wie Manöver, gar nicht wie Krieg.

So schien es auch dem Rektor Magnifikus, und er machte sich demzufolge alsbald auf den Weg, ein Stück die Straße hinunter, bis zu den Doppelposten. Als er bemerkte, wie andere Leute an diesen unge=

hindert vorübergingen, that er dasselbe und kam so, von Herrn Kühkopf und einigen Studenten begleitet, bis in die allerunmittelbarste Nähe der blauen Preußen.

Eine kleine Gruppe stand hart am Wege, ein höherer Offizier mit seinem Stabe; hinter ihnen hielten Ordonnanzen die Pferde. Ein Hauptmann mit breiten rothen Streifen an den Beinkleidern saß bequem auf dem Grabenbord und studirte eine neben ihm ausgebreitete Landkarte.

„Darf ich Ihnen einen Schluck Rothwein anbieten, lieber Schulenburg?“ frug Jemand und nahte mit Flasche und Becher.

„Ich bitte,“ versetzte der Genannte, trank, steckte die Cigarre wieder in den Mund und studirte ruhig weiter.

Der Rektor grüßte, die Herren dankten artig. Man blieb stehen; der höhere Offizier trat aus der Gruppe heraus und schritt auf den Rektor zu; die Studenten machten Platz.

„Die Herren kommen aus X.?“ frug Jener.

„Ganz recht ... soeben erst,“ versetzte der Rektor.

„Wir sind auf dem Wege, Ihnen unsern Besuch abzustatten ... sind deßhalb früh von Rippach auf=

gebrochen," fuhr der Offizier mit einem gutmüthigen Lächeln fort.

„Sie kommen allerdings ein wenig überraschend, Herr General! Darf ich mir erlauben, mich Ihnen vorzustellen ... der Rektor der Universität, — Sannow ist mein Name."

„General von Schwarz ... Freue mich aufrichtig, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, dessen Name in der Wissenschaft einen so guten Klang hat."

„Sie sind sehr gütig, Herr General, aber in Wirklichkeit ..."

„Ich bin ein wenig Hannibal ante portas heute, hoffe aber ohne Schwertstreich dort hineinzurücken!"

Er deutete auf die Stadt zu seinen Füßen.

„Das wird Ihnen unschwer gelingen, denn gleich nach dem Herzog verließen heute in aller Frühe die letzten Truppen die Stadt. Die Wachen sind nur von der Schützengilde besetzt."

„Um so besser, meine Herren!"

„Dum Roma deliberat, Saguntum perit!" sprach der Rektor mit Achselzucken.

„Doch kommen wir nicht als Feinde zu Ihnen und hoffen deßhalb nicht mit Furcht und Schrecken empfangen zu werden. Wir führen nur Krieg gegen

Ihre Regierung, nicht gegen friedliche, stammverwandte Unterthanen ... Es wäre mir lieb, wenn dieses Wort unseres allerhöchsten Herrn und Königs die weiteste Verbreitung fände. Wir möchten Sie so wenig wie möglich derangiren, während wir thun, was nicht unterlassen werden kann."

„Ich danke Ihnen für dieses gute Wort, es entspricht ganz der hochherzigen Gesinnung König Wilhelm's," versetzte der Rektor warm, und mit einem Anfluge von Humor fügte er hinzu: „Wäre dasselbe früher bekannt geworden, es hätte vielen Leuten große Ungelegenheiten erspart, denn seit Morgengrauen flüchten die Menschen zu allen Thoren hinaus."

„Hoffentlich nur solche, welche kein gutes Gewissen haben."

„Größtentheils wenigstens trifft das zu."

In diesem Augenblicke trat jener Offizier mit den breiten Streifen an den General heran.

„Es ist halb Elf," sprach er, die Hand an die Mütze legend.

„Dann en avant!"

„Also heute früh erst ist Seine Hoheit abgereist?" wandte er sich ruhig wieder zu den Herren zurück.

„Auf das Gerücht hin von dem Ueberschreiten der Grenze Ihrerseits. Man holte ihn aus dem Bette."

„Hm!“ der General strich sich den Bart, „und die Herzogin? ...“

„Prinzeß Agnes ist heftig erkrankt, — — die Damen und der Hof blieben in Folge dessen zurück.“

„Und Prinz Alexander?“

„Von dem weiß ich nichts zu sagen.“

Mittlerweile war es lebendig im Lager geworden. Die Kommandos: „An die Pferde! ... An die Gewehre!“ hatten blitzschnell ein eigenthümliches Leben in die kleine Armee gebracht. Alles eilte zu den Waffen, geräuschlos, geschäftig. Im Handumdrehen standen die Truppen in Reih' und Glied.

Während die Zuschauer dieses staunend beobachteten, rückte auch schon ein Detachement Husaren, die Karabiner auf der Lende, seitwärts im Trabe den Hang hinunter, der Ebene zu, und erst jetzt bemerkten Jene, daß auch dort unten längs des Flusses preußische Reiter anrückten. — Die Schwadron setzte sich in Marsch, mit Spitze und Seitenpatrouillen, sie trabte neben der Chaussee entlang, den Staub hoch aufwirbelnd, dann folgte die Infanterie mit den Kanonen, drei Bataillone und eine Batterie.

Mit einem: „Auf Wiedersehen, meine Herren!“ schwang sich zuletzt der General in den Sattel und

sprengte, gefolgt von seinem Stabe, quer über den Acker, um sich an die Spitze seiner Truppen zu setzen.

Was der Rektor hier mit angesehen hatte, war ein wohlkombinirtes Manöver, ein Pröbchen jener affenartigen Geschwindigkeit, welche bald hernach sprüchwörtlich wurde: während nämlich hier oben das Gros im Angesichte der Stadt ruhte, rückte unbemerkt ein Seitendetachement unten im Thale vorwärts. Wie der Blitz sprengten die feindlichen Reiter heran und durchjagten die Vorstädte und Straßen. Größere Trupps folgten ihnen auf den Fersen; sie besetzten die Eisenbahn, das Schloß und alle wichtigen Punkte der Stadt. Noch ehe sich die Einwohner von ihrer ersten Bestürzung erholt hatten, war dieselbe in ihren Händen.

Das Alles geschah planmäßig und in größter Ordnung, ohne die geringste Ausschreitung; ja noch mehr: als die erschrockenen Leute die guten Gesichter der Eindringlinge bemerkten, sahen, wie diese, anstatt zu plündern, ihnen freundlich zunickten und auf alle Weise sie zu beruhigen suchten, kamen sie schnell wieder zum Vorschein, stellten sich zu ihnen und begannen sich mit ihnen zu unterhalten. Frauen brachten Wasser und Erfrischungen, Männer spendeten

Wein und Cigarren, Alle aber bewunderten das gute Aussehen des Feindes und lobten seine guten Sitten.

Ein blutjunger Husarenoffizier sprengte an der Spitze einer Patrouille in den herzoglichen Park. Die breite Allee zum Schlosse hinauftrabend, wurde er von dem Parkwärter bemerkt. Mit einer Harmlosigkeit, oder Pflichttreue, welche komisch war, aber dem Mann zur Ehre gereichte, trat derselbe den Frevlern entgegen, zog seine Mütze mit der rothblauen Kokarde und sprach, indem er auf eine der Warnungstafeln deutete:

„Herr Lieutenant, — das Reiten ist hier verboten, — ich muß Sie sonst in Strafe nehmen.“

„Thun Sie das lieber nicht,“ versetzte der Offizier, sein Pferd parirend, mit einem gutmüthigen Lächeln. „Wir reiten hier nicht zu unserem Vergnügen, sondern im allerhöchsten Dienst.“

Wie der Blitz ging's dann über den glatten Wiesengrund vor das Schloß und zur Wache, wo die brave Bürgergarde nicht einmal Zeit behielt, unter das Gewehr zu treten.

Man schloß mit dem sehr erschrockenen Schützenkönig, der hier höchstselbst den Posten kommandirte, einen gütlichen Pakt, die Bürger durften das Schloß

ruhig weiter bewachen, vorausgesetzt, daß sie die scharfe Munition ablieferten. Solche war aber überhaupt nicht vorhanden, und so blieb denn die Patrouille vorläufig neben ihren Pferden auf dem Rasen halten, im Schatten einer Baumgruppe und ohne sich scheinbar weiter um das Schloß und seine Bewohner zu bekümmern.

Kopfschüttelnd und mit allerhand Gestikulationen beobachtete sie von ferne der Parkwächter: solcher Frevel war bisher unerhört in dem wohlgeordneten X., Hunnen und Vandalen konnten nicht schlimmer hausen, als diese Preußen da.

Von dem blauen Erker aus sah die tiefbetrübte und darniedergebeugte Fürstin, von einem Briefe aufschauend, in welchem sie soeben las (eine letzte Willensäußerung ihres Gemahls, welche er vor seiner schleunigen Abreise niedergeschrieben hatte), die feindlichen Reiter. Sie erhob sich hastig, mit gerötheter Stirn, zum Tode erschrocken zuerst und dann voll fürstlichen Unwillens.

„Hofmarschall von Wallwitz!“ rief sie.

Die Hofdame eilte ganz erschrocken hinaus. Während sie fort war, beobachtete die Herzogin mit hochathmender Brust die Verhandlungen zwischen dem Husarenoffizier und dem tapferen Schützenkönig.

Sie war empört, — sie bebte!

Was war denn nur geschehen? War denn Alles vertauscht? Ging die Erde aus ihren Fugen? Hatte eine einzige Nacht die ganze Weltordnung umgestürzt? Gestern Abend hatte sie sich noch als Fürstin zur Ruhe begeben und heute Morgen war ihr Gemahl entflohen und sie selbst ... ja, sie selbst nicht besser als eine Gefangene?! ...

Mit furchtbarer Bitterkeit träufelte die Erkenntniß ihren Saft in diese stolze Seele.

War man denn so übel berathen gewesen die ganzen Jahre hindurch, erhob sich denn keine Hand, sie zu vertheidigen? Wo waren die tapferen Truppen, welche ihrem Manne so an's Herz gewachsen waren, wo die Offiziere, welche sie kommandirten, und wo ihr Gemahl? Alle die Höflinge, welche an ihren Augen gehangen, von ihrer Gnade gelebt hatten ... wo befanden sie sich in der Stunde der Gefahr? Das große Oesterreich, der deutsche Bund, die sie verlockt hatten, mit ihnen zu gehen ... wie durften sie es zulassen, daß eine Fürstin, daß sie ungestraft so behandelt wurde!

Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, zu fliehen ... aber er wurde sogleich wieder verworfen; ihre kranke Tochter, und sodann die Schmach! Nein, —

sie wollte bleiben, den Eindringlingen zeigen, wer sie war, mit ihren Blicken sie zu Boden schmettern!

Empörend! ... Sie, der Willkür einer rohen Soldateska preisgegeben! Und wie frech diese Reiter dort unten in ihrem Parke wirthschafteten; wie sie es sich bequem machten unter ihren Augen, wie sie die Pferde an ihre Bäume banden ... wie sie thaten, als wären sie ganz hier daheim.

„Herr von Wallwitz ist nirgends zu finden, Hoheit," stammelte die Hofdame ängstlich, ganz blaß und zitternd.

Die Fürstin wandte sich herum und richtete sich zu ihrer ganzen Höhe auf.

„Wie!" rief sie mit einem wahrhaft vernichtenden Blick. „Ist der auch geflohen?" fügte sie dann mit unsäglicher Bitterkeit hinzu.

„Ich weiß es nicht, — — man sucht ihn, Eure Hoheit," versetzte ausweichend die Dame vom Dienst, „aber Baron von Grimmenstein bittet unterthänigst, vorgelassen zu werden."

„Der Baron? Lassen Sie ihn hereinkommen ... Also doch eine Seele ... ein Mensch! ... Und er wurde nicht bezahlt! ... O! ..."

Erschrocken sah das Fräulein, wie die Züge der Herzogin sich wie im Krampfe zusammenzogen und wie sie mit erhobenen Händen auf und ab stürmte.

„Eure Hoheit,“ sprach der Greis, welcher auf seinen Stock gestützt hereinhumpelte, in seinem blauen Frack, mit blütenweißer Binde und dem weißen Kreuz an seinem Halse.

Die Herzogin blieb plötzlich stehen und sah ihn an; ihre Wimper zuckte nervös und ihre Lippen bebten.

„Sie kommen, sich den Wechsel alles Irdischen anzusehen, Baron Grimmenstein,“ sprach sie hart ... trocken, als machte jedes Wort ihr unsägliche Qual.

„Ich komme, Eure Hoheit, um zu fragen, ob ich irgendwie nützlich sein kann,“ erwiederte der alte Edelmann einfach und mit Würde.

„Dann thun Sie, was nicht Ihres Amtes ist, und Andere könnten sich an Ihnen ein Beispiel nehmen!“

Sie deutete auf die feindlichen Reiter da unten und dann auf die leeren Räume.

„Eine kurze Spanne Zeit ändert oft viel!“ fügte sie mit schneidendem Hohn hinzu. „Bis gestern führte man hier das große Wort ... heut bin ich allein mit meinen Kindern ... ganz allein!“

„Man rechnete zu fest auf die Unmacht Preußens, auf seine Langmuth auch,“ versetzte der Greis mit einem leichten, unwillkürlichen Achselzucken, indem er

voller Theilnahme die unglückliche Frau betrachtete, „aber allein sind Eure Hoheit deßhalb nicht, wenn auch Dieser oder Jener den Kopf verlor in der ersten Ueberraschung . . .“

Hier richtete er sich auf und ließ sein Auge sprechen.

„Ich erlaube mir übrigens zu bemerken, daß König Wilhelm . . .“

„O . . . ich weiß, ich weiß!“ fiel die gereizte Löwin ihm in's Wort, „mit solchen Lockungen ködert man die Völker, wirft man Throne über den Haufen!“

Sie ging einige Male eilig auf und ab.

„Nein, — nur keine Gnade von den Eindringlingen! . . . das wäre ein Draufgeld . . . ein Angebot! . . . Laßt sie sengen und plündern . . . der Tag wird anbrechen, wo diese Schmach gerächt wird, dann wollen wir abrechnen!“

Hochathmend blieb sie plötzlich stehen und lauschte durch die weit geöffneten Fenster. Mit dem leichten aromatischen Lufthauche zugleich drang etwas herein vom Parke her, etwas wie das Brausen eines Meeres; Trommelklang und Pfeifen mischten sich darein. Die Husaren da unten wurden mit einem Male lebendig, bestiegen ihre Pferde und begannen hin und her zu courbettiren.

Die Fürstin erbleichte, — mit einem Blick zum blauen Himmel hinauf sank sie auf den Divan und brach in heftige Thränen aus . . .

„Das ist mein Tod!“ stöhnte sie.

Die Hofdame und der Baron eilten erschrocken herzu, in demselben Augenblick, als die Stimmen mehrerer Menschen draußen laut wurden und bunt unter einander gemischt das Hofgesinde, der vergeblich gesuchte Hofmarschall, Herr von Wallwitz, und zuletzt Prinzeß Hilda und deren Hofdamen hereinstürzten, — Alle mit dem Angstrufe: „Die Preußen kommen . . . die Preußen sind da!“

In der That — der Feind, das heißt die Hauptkolonne desselben, hielt mit dem Glockenschlag zwölf Uhr ihren Einzug in die ohne Schwertstreich gewonnene Residenz. Ein Theil derselben marschirte ohne Aufenthalt durch diese hindurch; er ging noch über eine Meile weiter in's Land und besetzte den nächsten Eisenbahnknotenpunkt, der Rest verblieb in X.

Durch die freundliche Villenvorstadt mit ihren hübschen, blumenprangenden Gärten, den Abhang der Höhe herunter nahte der Feind, Musik und Tambours voran; unter den Klängen der kriegerischen Musik rückte er ein, das Pflaster erbebte unter dem

Gleichschritt der Bataillone, unter den Hufen der Rosse und den Rädern der Kanonen.

Schweiß- und staubbedeckt wie sie, drängte die Menge sich neben den Truppen her, halb ängstlich, halb staunend. An den Fenstern standen Leute, Frauen zumeist, halb versteckt, und sahen mit Zittern und Thränen im Auge, angelockt durch das seltene Schauspiel, auf die langen Linien der Preußen, die mit militärischem Ernst, in der kriegerischsten Haltung, vorbei defilirten.

Auch sie hatten Grund, über die schnellen Wandlungen im Leben der Völker und des Einzelnen nachzudenken, aber das Eine wurde Allen dabei klar: von diesen vielverleumdeten Preußen hatten sie Ausschreitungen nicht zu befürchten. Dennoch bluteten die Herzen, der Patriotismus war tief verletzt, ihre Interessen sahen sie bedroht, die Zukunft lag in bedrückender Ungewißheit vor ihnen, in dunkle Wolken gehüllt.

Beim Eintritt in das Weichbild der Stadt nahten der Bürgermeister und einige der Stadtverordneten dem General und baten um Schonung der Residenz. Es wurde ihnen wiederholt, was man früher schon dem Rektor gesagt hatte, daß man nicht Krieg führen wolle mit friedlichen Bürgern, daß man aber

erwarte, die Stadt würde die unabweislichen Anforderungen, welche durch das Einrücken von Truppen entstünden, bereitwillig tragen.

Diese Unterredung fand statt gerade unter den Fenstern eines großen, stattlichen Hauses, welches die Ecke bildete von der äußeren Promenade und einer der größeren Verkehrsadern. Die Truppen hatten hier Halt gemacht und bereiteten sich durch Abstauben und Zurechtrücken der Armatur auf den Einzug vor in die eigentliche Stadt.

Den breiten Oberkörper weit hinausgebeugt, das Opernglas in der Hand, lehnte Gräfin Felicitas aus einem Fenster der ersten Etage und musterte mit ihrer gewohnten Insolenz die feindlichen Truppen, die neugierige, dichtgeschaarte Menge, welche sie umgab, und die Gruppe da unten um den General. Mit einem sarkastischen Lächeln, ihren breiten Mund verziehend, betrachtete sie die Bücklinge des Bürgermeisters und seiner geängsteten Beigeordneten, den General und seine Suite. Dann, als die Trommeln wieder anschlugen und es weiter ging, als die Husaren an der Tête über das Pflaster rasselten auf den muthigen Thieren, erhob sie die Hand, wandte den Kopf herum und sprach zu Jemanden in's Zimmer zurück:

„Wart't nur, ihr Paradesoldaten ... heut in drei Wochen wird's anders hier aussehen! ... Wo seid ihr dann?! ...“

„Wär' schon schön, Euer Gnad'n behielten Recht,“ erwiederte der Unsichtbare, der niemand Geringeres war als Meister Kühkopf, „aber ich glaub's halt nicht.“

Wie ein glänzender Strom ergoßen sich unten die Kolonnen der Preußen in die Stadt. Der Gräfin Gesicht wurde ernster und nachdenklicher, je länger sie dort hinschaute. — Paradesoldaten ... Potsdamer Garde ... so sprach man in ihrer Umgebung, das war dort so gebräuchlich, und so sprach sie es nach; gesehen hatte sie noch keine in ihrem Leben. Um so größer war der Eindruck, den diese Truppen auf sie machten, ihr gutes Aussehen, ihr männlicher Ernst, die vollkommene Ordnung, mit der sie einrückten; eine Ahnung kam über dieses freche, insolente Weib, daß am Ende doch dieß Alles nur eine Phrase wäre, mit der man Mißliebiges so gern fortzureden pflegt. Aber schnell schüttelte sie sich diese häßliche Anwandlung von Schwäche wieder ab, sie dachte an ihre tapferen Oesterreicher daheim, an den Gablenz und den Benedeck, — ein entschlossener, finsterer Zug trat auf ihre Stirn; sie klingelte.

„Lassen's anspannen ... die gelbe Kutsch'n — Alles in großer Gala! Ich fahr' auf's Schloß."

„Aber, gnädigste Gräfin," warnte Jean Kühkopf.

„Still! ... Das versteht Er nicht!" versetzte sie rauh. „Ich fürcht' mich net ... ich fahre!"

Von dem glänzenden Laden aus sah auch Seppi, ganz in Schwarz und ohne Blumen, aber knapp und zierlich gekleidet wie stets, dem Einzuge zu und senkte die Wimper nicht vor den kecken Blicken der blauen Husaren; das wäre ja eine Feigheit gewesen, und außerdem, diese Husaren hier waren kaum zu unterscheiden von ihren eigenen Landsleuten, den Liechtensteinern und Radetzkyern.

Sie stand unter der Ladenthür, die Schulter an den Pfeiler gelehnt, und ließ sie vorüberziehen, die Hände unter der Brust gekreuzt und die kleinen Füße, Absatz an Absatz, dicht nebeneinander vor sich hingestellt. Sie verglich sie im Stillen mit ihrem heimischen Militär, mit den Rottweils und den Anderen, und dabei wechselte der Ausdruck ihres Auges in jeder Minute.

Oben auf dem schmalen, steinernen Altan des ehrwürdigen Ritter, in ihre Lieblingsfarbe, in helles Grau gekleidet, stand auch Valerie von Bodenstein und sah hernieder auf das seltsame Schauspiel zu

ihren Füßen, auf die einrückenden Preußen und die dichten Schaaren, welche sie umwimmelten, ein glänzender Strom zwischen breiten schwarzen Säumen. Die Linke auf die Balustrade gestützt, die Rechte schlaff herabhängend, den feinen Oberkörper etwas zurückgelehnt und das Auge groß und starr, stand sie da, mit einem Gefühl im Herzen, dessen Urgrund ihr wohl selber nicht ganz klar war. Etwas wie Freude, Schadenfreude, mischte sich hinein und hob den zarten Busen, als zögen ihre Befreier ein, als müßte der dumpfe Bann nun brechen, der auf ihr lastete.

„O . . . wäre ich doch ein Mann!“ Das war der Grundton ihrer Stimmung. Dann wäre sie mit Jenen da hinausgezogen in den Kampf, dann hätte sie freudig ihr Leben eingesetzt, denn lieber todt, als so zu leben! . . .

Alles, was sie hier erfahren hatte an Bitterkeit, Ungerechtigkeit, Anfeindung und Verleumdung, das wühlte heute wieder in ihrer Brust, das stieg empor . . . Der Prinz . . . der falsche, feige Weiberknecht, — wo war er nun? — Alle jene servilen Kreaturen . . . wohin hatte der erste Sturm, das erste Aufflammen des Nordlichts sie verschlagen? Und da drüben im Schloß . . . ging es denn dort besser?! . . .

Dann stieg Bessing's Bild vor ihrem inneren Auge auf; sie traf sein ernster, mahnender, vorwurfsvoller Blick, und sie senkte die Wimper und schämte sich dieser unedlen Regungen, eine heiße Thräne fiel auf ihren Busen.

Gerade in diesem Augenblicke fuhr der Gräfin gelbe, altmodische Kutsche, mit Vieren bespannt und mit gepudertem Kutscher und Lakaien, gravitätisch im Schritt da unten durch die dichte Menge und bog dem Schlosse zu. — Ein Chorus von Heulen und Pfeifen begleitete die Verhaßte, die kühn, mit ihren dunklen Augen verächtlich diesen Pöbel anstarrend, hochaufgerichtet hinter den breiten Scheiben throute. Sie fuhr vor's Schloß; ein Glück für sie, daß die Furcht vor den Preußen jene empörte Menge in Schach hielt, sonst hätte Dame Felicitas heute wohl eine böse Viertelstunde erlebt. — So riskirte sie wenig bei dieser seltsamen Ostentation, die völlig ihrem verschrobenen und brutalen Charakter angemessen war.

So kam sie auf's Schloß, die Landverderberin, so besuchte sie ihre unglückliche, verlassene Freundin. Stolz wie eine Fürstin stieg sie die Treppe hinauf, rauschte sie in die herzoglichen Privatgemächer. Dort fand sie den Grafen Salzka, welcher sich soeben bei den Damen verabschiedete.

„Auf Wiedersehen, Graf!“ sprach sie, die fleischige Hand ihm entgegenstreckend und mit einem Augurenblicke ihn anstarrend.

„Auf Wiedersehen, Gräfin!“ versetzte der Gesandte mit großer Förmlichkeit und ohne diese Hand zu berühren.

„In spätestens drei Wochen! ... Theuerste Freundin ... in welchen Zeiten leben wir!“ wandte sie sich dann mit Emphase an die Herzogin. Dabei umschlang sie die unglückliche, verrathene Frau und gab ihr den Judaskuß.

Mit einem Stirnrunzeln, indignirt und beschämt verließ Graf Salzka das Gemach.

Draußen bezog soeben preußische Infanterie die Schloßwache; der Schützenkönig mit seiner kleinen Schaar wurde regelrecht abgelöst: Vergatterung wurde geschlagen, das Gewehr präsentirt und mit ihrem Tambour an der Spitze zog das Häuflein stolz von dannen, die blaurothen Federbüsche schwankten noch eine ganze Strecke weit über den Köpfen der Neugierigen.

Unbelästigt ging Graf Salzka an dem Doppelposten auf der Freitreppe vorüber, stieg er in seinen Wagen und fuhr davon, an den preußischen Truppen vorbei, welche bei den zusammengesetzten Gewehren standen und ruhten.

Wenige Minuten später trat er zu Seppi in den Laden.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen,“ sprach er hastig, indem er einen ernsten, fast wehmüthigen Blick auf das hübsche, finster aufschauende Mädchen warf. „Es ist Zeit ... in einer halben Stunde reise ich.“

Seppi stand von ihrem Sitz auf und kam um den Ladentisch herum auf ihn zu.

„So!“ sprach sie beinahe geringschätzig, „jetzt, wo ihr das da uns eingebrockt habt, jetzt laßt ihr uns im Stich? ... O, die großen Helden alle!... Was wart ihr doch schnell fertig mit den Worten... den Preuß' wolltet ihr fressen? — nun hat er euch!“

„Schweig' still, Mädel — das verstehst Du nicht,“ fuhr Salzka ärgerlich auf, dann schüttelte er, wie unwillig über sich selbst, mit einem seltsamen, halb sarkastischen, halb nachdenklichen Lächeln den Kopf und fügte hinzu:

„Man hat sich in Wien ein wenig verrechnet, Du Hartherz, aber wir werden versuchen, diese Scharte auszuwetzen.“

„So? ... aber derweilen sind die hier und die Frau Herzogin sitzt gefang'n.“

„Und Du auch, Du Preußenfreundin! Indessen, meine Schuld ist's nicht, hat Dir der Bessing das nicht gesagt? ... Drum laß uns Frieden schließen, sag' mir ein gutes Wort, Seppi, denn ich zögere hier schon zu lange. Wenn die Preußen mich fingen, es wäre doch nicht gerade vortheilhaft ... Leb' wohl, Herz, oder vielmehr auf Wiedersehen, denn das war nur eine kleine Ueberraschung; in etlichen Wochen hoffe ich wieder hier zu sein, und in zahlreicher Gesellschaft. — Bis dahin bleib' mir treu."

Mit einem langen, undefinirbaren Blick sah das Mädchen ihrem dauerhaften Verehrer in das hübsche, männliche Gesicht. Zuerst schien es, als wollte ihre angeborene Gutmüthigkeit die Oberhand gewinnen, die kleine Hand kam schon zum Vorschein, der seinen entgegen, aber plötzlich zuckte es wieder herausfordernd und zornig aus ihrem Auge, und diese zog sich zurück.

„Ich denk' halt nicht so, wie ihr Herren Diplomaten; ich bin nur ein einfältig's Madel, aber schön war des net. Wenn der Kaiser in Wien nicht im Stande war, seine Freunde zu schützen — so kalkulire ich — dann sollt' er sie auch nicht in Ungelegenheiten bringen, und die geholfen haben, geht

das mit an. Wenn Sie glücklich nach Wien kommen und sehen ihn, dann sagen Sie einen schönen Gruß und so dächt' ich und wir wären jetzt Alle preußisch."

„Das ist Dein letztes Wort, Seppi; — mir willst Du das nachtragen?" frug Salzka warm und schüttelte ungeduldig den Kopf. „Also nicht einmal eine Hand zum Abschied?"

„Nein — aber ich will Ihnen halt was sagen: ... wenn's wiederkommen, Gräfel, wenn's Alles wieder in's alte Geleis bringen, dann schenk' ich Ihnen ein Busserl, auch davon zwei!"

Die quecksilberige Person wandte sich zum Gehen, dann drehte sie sich noch einmal herum, sah ihn an und rief:

„Und einen dritten extraen geb' ich oben drauf, wenn's die schwarze Gräfin sammt ihrer gelben Kutsche mitnehmen ... meinetwegen auf den Blocksberg."

„Dein Ernst? ... Gut, ich werd's versuchen, aber sei auch klug und bleib' mir treu, Seppi, und schau' nicht nach den Preußen."

„Treu ... ich Ihnen?! ..." Sie lachte hell auf. „Ihnen treu? — Gerad' so treu wie bisher! — Behüt's Gott!"

Damit lief sie hinaus. — Der Graf blieb allein, er stand wie auf Kohlen. Er machte eine unwillige, hastige Geberde zuletzt. „Kindskopf!“ murmelte er ärgerlich und ging zur Thür; er sprang in seinen Wagen und fuhr davon. In Wirklichkeit verließ er eine halbe Stunde später schon die Stadt und fuhr gen Süden. Leicht wurde es dem edlen, hochherzigen Manne nicht, auf diese Weise zu scheiden; was Seppi sagte, er fühlte es hart genug, obgleich er schuldlos war, aber das Geschick gebot und er konnte nichts Anderes thun, als gehorchen. — In den Wagen zurückgelehnt fuhr er unbehelligt an preußischen Posten und Patrouillen vorüber. Man hatte sich schlimm verrechnet an der Langmuth des Rivalen; er hatte gewarnt genug, nun war aus demselben über Nacht ein Gegner geworden.

Jene preußische Brigade machte es sich bequem für etliche Stunden in der eroberten Stadt, kochte ab, besetzte die hauptsächlichsten Gebäude, die strategischen Punkte und marschirte gegen Abend dann nach Süden, theils zu Fuß, theils mit der Bahn. Bis auf die allernöthigsten Requisitionen war die Stadt nicht belästigt worden, von der Herzogin und den fürstlichen Personen hatte man nicht die leiseste Notiz genommen, Gräfin Felicitas, nachdem

sie lange bei der hohen Freundin auf die Ankunft des feindlichen Generals gewartet hatte, um ihn niederzuschmettern mit ihren Blicken, konnte unbehelligt wieder heimfahren in ihrer Galakutsche — das war ein Schlag in's Wasser.

Der Weg zur Flucht hatte den Damen offen gestanden, aber sie zogen es vor zu bleiben, theils vielleicht um als Opfer zu gelten der preußischen Barbarei, theils der kranken Prinzessin wegen, die jammernd in ihrem Zimmer herumtobte und in Einem fort verlangte, zu dem Verwundeten geführt zu werden.

Das Ausbleiben des Generals, dieses völlige Ignoriren ihrer Person, verletzte und beunruhigte die Herzogin mehr, als sie es sich merken lassen mochte. Es war aber auch gar zu demüthigend, daß Niemand sich um sie kümmerte, daß man ihr anscheinend auch nicht die geringste Wichtigkeit beilegte. Mit einer wahrhaft erschütternden Einfachheit und Schnelligkeit vollzogen sich hier die Thatsachen, und sie konnte nichts thun, als ruhig von ihren Gemächern aus jenem Wechsel zuschauen. — Nicht einmal eine Person, an welcher sie ihren Zorn auslassen konnte! ... Das war zu viel — unerhört!

Auf demselben Zuge, welcher eines der preußi-

schen Bataillone nach Süden brachte, befand sich der Lieutenant von Reichert, in Civilkleidern; ihn hatte das Einrücken des Feindes überraschend schnell aus seiner Festungshaft befreit. Mit ihm zugleich machten dieselbe Reise noch einige andere Offiziere, die von Urlaub zurückkehrten, und welchen auf ihre Bitte die Erlaubniß zur Mitfahrt harmlos gewährt worden war.

Der Krieg wurde eben vorläufig noch außerordentlich gemüthlich geführt in Deutschland; die Situation war auch noch gar zu neu, man mußte sich erst an dieselbe gewöhnen, — man hatte ja auch nicht eine Spur von Haß im Herzen.

LII.

In der Dämmerstunde, ohne Sang und Klang, rückten dann frische Truppen in die Stadt, preußische Landwehr, ernste, bärtige Männer mit ledernen Käppis und dem eisernen Kreuz an der Stirnseite derselben; sie kamen, um die Linientruppen abzulösen, sie für die Operationen im Felde frei zu machen.

Auf dem Domplatze marschirten sie auf, empfingen ihre Quartierbillets, dann trennten sich die Kompagnieen zur Befehlausgabe und marschirten zuletzt korporalschaftsweise in ihre verschiedenen Rayons. Knaben, kleine Mädchen und Lehrburschen machten sogleich Freundschaft mit der Einquartierung, trugen ihr die Tornister und führten sie zu ihren Wirthen, indem sie so als Wegweiser dienten, ganz stolz über diesen Dienst.

Einzelne Gruppen von Offizieren blieben noch auf dem Platz zurück, denn es gab noch Allerlei zu ordnen und zu besprechen. Inmitten eines Kreises

von Gaffern erblicken wir hier einen bärtigen, sonnverbrannten Hauptmann und zwei hochgewachsene Lieutenants. Während Ersterer, die Hand auf dem Degen, noch Allerhand über Gewehr-, Quartierrevisionen und dergleichen spricht, schaut der größere von den beiden Anderen unter dem Schirm hervor beinahe unausgesetzt zu einem altmodischen Hause hinauf, welches dem Dom gerade gegenüber liegt. Dort oben ist noch Licht, an den Fenstern zeigen sich dunkle Schatten.

Mit einem: „Ich danke Ihnen, meine Herren, und wünsche Ihnen gute Quartiere,“ faßte der Hauptmann zuletzt an seinen Helm und ging davon, dann trennten sich auch die beiden Lieutenants, der eine blieb zurück, näherte sich jenem Hause und sah abermals hinauf. — Er erkannte die Umrisse der Gestalten, zwei Kinder bogen sich weit heraus, hinter ihnen zeichnete sich der Kopf und die Büste einer jungen Dame deutlich gegen den Lichtschein ab.

Mit Herzklopfen, in dem Schatten eines Baumstammes, stand Fritz Sannow da und verschlang mit den Augen Ernestine und fragte sich, ob er nicht lieber gleich hinaufeilen sollte, um die Geliebte zu überraschen, sie an sein Herz zu drücken; nur die Furcht vor ihrem bekannten X.schen Patriotismus

hielt ihn davon ab, sie so im kriegerischen Schmuck zu überraschen.

Vor etlichen Tagen erst hatte er seine Einberufungsordre erhalten — nun war er hier — ein Eindringling, ein Eroberer.

Er verkannte durchaus nicht das Schwierige in seiner augenblicklichen Lage, aber kam er denn wirklich als Feind, war er nicht viel mehr zum Schutze hier, als zum Angriff! . . . In der That war er nur ein Freund, ein Hüter seiner alten Heimat und Derer, welche darin wohnten. Gewiß, das würden Ernestine und ihre Eltern auch begriffen haben; in seinem letzten Briefe, den er von Heidelberg schrieb, hatte er diesen Gefühlen und Erwägungen einen beredten Ausdruck gegeben. Freilich wußte er damals noch nicht, daß das Schicksal ihn gerade nach X. führen würde.

Die vielen Gaffer inkommodirten ihn; er hätte so gern noch länger hier gestanden, denn soeben brach der Mond hinter den Wolken hervor und beschien deutlich das liebe Gesicht dort oben, aber es würde auch an ihm zum Verräther werden und nach Allem, was er erwog, war es doch angemessener, bis morgen früh zu warten. Es war doch sicherer, Ernestine durch ein paar Zeilen erst gehörig vorzu-

bereiten. Sie hatte ihm zwar damals versprochen, nicht wieder um der leidigen Politik wegen Streit zu beginnen, aber es würde sie natürlich schmerzen, ihn so, als Einquartierung wieder zu sehen, im preußischen Waffenrock.

Im Schatten der Häuser schritt er vorwärts, ziemlich nachdenklich, die bekannten Straßen hinunter, in der Absicht, den Onkel Rektor aufzusuchen, ehe er sein eigenes Quartier betrat, denn er fühlte das Bedürfniß der Mittheilung, wünschte auch zu erfahren, wie die X.er im Allgemeinen den plötzlichen Wechsel des Schicksals aufgenommen hätten.

Der Rektor Magnifikus empfing den Neffen mit einem freudigen: „Ecce Friderice! Da bist Du ja, mein Sohn. — Sei von Herzen willkommen!"

Er warf das Buch, worin er gelesen hatte, auf das Kanape, umarmte den stattlichen Krieger so heftig, daß die Hornbrille sich verschob, und begann dann zu erzählen, in seiner Weise, mit dem Gelde für die Aula beginnend, welches man in Kanonen vergeudet hatte, dann zu den Ereignissen der letzten Tage und dem Heute übergehend. Er endete damit, daß er den Neffen in's Wirthshaus führte, zu Bozzi, und Jener beschloß seinen Abend mit einem guten Werk, indem er den etwas „schrägen" Onkel spät

nach Haus geleitete in seine geniale Junggesellenwirthschaft, ihn dem alten Faktotum, der Magd, überlieferte, welche ihm dieselbe führte, und sich dann erst daran machte, sein eigenes Lager aufzusuchen. Glücklicherweise war ihm dasselbe in einem Gasthofe angewiesen; — der verschlafene Hausknecht öffnete und Fritz Sannow legte sich als Sieger, als Eroberer, als frecher Eindringling zu Bette und schlief den Schlaf der Gerechten, bis spät in den nächsten Morgen hinein.

Sein Erstes war, an Ernestine zu schreiben, dann rief ihn der Dienst und hielt ihn während einiger Stunden gefangen, aber gegen zwölf Uhr, als der Appell vorüber und er frei war, eilte er auf flüchtigen Sohlen und mit der Sehnsucht des Verliebten dem Domplatze zu. Zwei Stufen auf einmal stieg er die steilen Treppen hinan und klingelte. Die öffnende Magd erschrak bei dem Anblick des Preußen; die Herrschaft sei verreist, sagte sie.

„Verreist!“ rief Sannow sehr bestürzt, und allerhand böse Ahnungen stürmten auf ihn ein. „Aber haben sie denn nicht meinen Brief erhalten? ... Gestern Abend noch sah ich sie ja am Fenster.“

Die Magd sah halb schüchtern, halb mitleidig zu ihm auf; — jetzt erst hatte sie ihn erkannt auf

der dunklen Treppe, an der Stimme zumeist: es war ja der Herr Privatdozent, der Herr Sannow, der Bräutigam des Fräuleins.

„Wollen Sie nicht einen Augenblick näher treten?" frug sie dienstfertig; während sie ihn voranließ, betrachtete sie mit großen Augen die Epauletten und den bunten Rock — das zweierlei Tuch.

Aufgeregt betrat Sannow die gute Stube, öffnete die Thür zum Wohnzimmer und schaute sich in beiden Räumen um; scheinbar war hier nichts verändert, keine Spur einer schleunigen Abreise zu entdecken.

„Wenn der Herr Dozent es nicht übel nehmen," hub das Mädchen mitleidig an, „und mich nicht verrathen wollen . . ."

Sannow wandte sich um und sah sie an, mit einer tiefen Falte zwischen den Brauen.

„Sprechen Sie getrost," versetzte er, seine Enttäuschung nach Kräften zurückdrängend.

„Ich habe gehört, wie der Herr es der gnädigen Frau sagte vor etlichen Tagen, daß er Ihren Brief dem Fräulein nicht geben wollte, ehe sie nicht gehörig vorbereitet wäre."

„So — das hat er gesagt? . . ."

„Ja, und gestern Abend spät noch ist der Herr

Pabstmann gekommen, der ja auch zuerst geflohen war, wie so viele Andere, den seine verheirathete Tochter aber wieder geholt hat. — Sie kennen ja den Herrn Pabstmann? Der hat gesagt, Sie wären hier und in Uniform, er hätte Sie bei Bozzi gesehen mit Ihrem Onkel zusammen."

„Hm! — nun, und?" Seine Blicke verdüsterten sich mehr und mehr.

„Das hat unser Fräulein gehört und hat bitterlich an zu weinen gefangen, und wie heute Morgen Ihr Billetchen kam, da war sie schon längst draußen bei der Muhme Zabern. Um elf Uhr sind die Eltern auch hinaus und die Frau Räthin bleibt draußen, nur der Herr Rath wird zurückkommen, so lange wir die Preußen hier haben ... Ach — hätten Sie das doch nur nicht gethan, Herr Sannow! ... Sie glauben gar nicht ..."

Der Landwehroffizier unterbrach sie hastig.

„Ich danke Ihnen, Marie. — Wenn der Herr Kammerrath nach Haus kommt, sagen Sie ihm, daß ich hier war und ihm schreiben würde," sprach er mit Bitterkeit, nickte dem Mädchen zu und schritt hinaus.

Dieses sah ihn unten nach einer kleinen Weile zum Vorschein kommen, quer über den Platz gehen und am Tournier in eine Droschke steigen.

„Ach du lieber Gott! wenn's nur kein Unglück gibt," flüsterte sie vor sich hin und steckte trotz der Hitze die Hände unter die Schürze; der sonst so friedfertige Herr kam ihr als Preuß' so martialisch vor, daß sie ihm Allerlei zutraute und ihre Offenheit schon bereute.

Richtig — die Droschke fuhr davon in der Richtung nach dem Gütchen . . . Was würde nun geschehen?

In Wirklichkeit, Sannow fuhr dort hinaus; er wollte Ernestine sehen und sprechen, er wollte an ihren Verstand, an ihr Herz, an ihre Liebe appelliren und sie an das erinnern, was sie ihm fest versprochen hatte. Unterwegs überlegte er in Einem fort, was er ihr sagen wollte. — Konnte er sie nur allein treffen, ehe die Mutter sich einmischte, dann war er seiner Sache gewiß, dann mußte sie seinen Gründen Gehör geben, ihn richtig beurtheilen, einsehen, daß er so und nicht anders handeln konnte.

„Schlimm, wenn die Frauen sich in Politik mischen!" murmelte er finster in den Bart, „noch schlimmer aber, wenn sich diese zwischen zwei Liebende drängt! . . . Der Schwiegervater ist viel zu nachsichtig . . . dem sind die Beiden über den Kopf gewachsen . . . Eine wahre Pest ist diese elende Klein-

staaterei! ... Nun, das wird hoffentlich anders werden von nun an! ... Deutsche sind wir, aber nicht Sachsen, Hessen und Preußen und X.er!"

In der Mittagsglut rollte der Fiaker mittlerweile langsam den Berg hinan. Leer war es hier, wie ausgestorben. Dann kamen die Felder; jeder Schritt war ihm bekannt, und nun an der flachen Biegung des Weges bekam er das Gut zu Gesicht, dort weilte Ernestine unter jenem kleinen Dache.

Mit Fleiß schaute er aus, ob er nicht etwa den Schwiegervater kommen sähe, der ja wieder herein nach der Stadt gehen wollte, dann befahl er dem Kutscher zu halten, stieg zur Erde und ging die letzte Strecke zu Fuß. Er sprang über den Chausseegraben und begann sich an das Haus und den Garten anzuschleichen, in der Hoffnung, einen Schimmer von seiner Braut zu erhaschen. Er bückte sich und ging die Hecke hinab, durch jede Lücke derselben spähte er; er wußte, wie sehr Ernestine es liebte, im Freien zu sitzen, schattige Plätze aufzusuchen, um dort zu arbeiten, zu lesen und an ihn zu denken. Der Garten war aber leer und schon wollte der Dozent denselben Weg, den er gekommen war, wieder zurückgehen, als er jenseits der Bohnen, in der Plantage drüben etwas Helles schimmern sah.

Augenblicklich drehte er abermals um und ein freundlicher Schein flog über sein Gesicht: in der That — sie war es, und er betrachtete es als ein gutes Omen, daß er die Geliebte allein und an demselben Orte wiederfand, wo er zuletzt Abschied von ihr genommen hatte. — Beinahe im Laufschritt eilte er vorwärts, um die Hecke vollends herum und um den Garten, brach durch das Gebüsch am Ende der Plantage und fiel der Geliebten beinahe vor die Füße.

„Ernestine, welch' ein Glück!" rief er und ergriff ihre beiden Hände und verschlang sie mit den Augen, dann aber bemerkte er, wie sie so versteinert, so seltsam blaß und zitternd vor ihm stand.

„Verzeih'," sprach er, „ich habe Dich erschreckt." — Und dann runzelten sich seine Brauen und dann verzog sich sein freundliches Gesicht, dann trat ein zorniger, ungeduldiger Glanz in seine Augen — ihre Hände, eiskalt, entzogen sich ihm, ihre Lippe zitterte, ein kurzer Kampf noch, dann trat sie einen Schritt zurück, dann richtete sie ihr Auge auf ihn, eine Sekunde nur, und senkte es wieder zu Boden.

„Ich habe es gehört und habe es nicht geglaubt," sprach sie erbebend. Sie rang eine Sekunde nach Athem. „Mit dem Feinde meines Vaterlandes habe

ich nichts gemeinsam . . . Verlaß mich . . . Du . . . Du bist ein Verräther! . . ."

Noch ein Blick — ein Zornesblick, eine Geste voller Verachtung und Majestät und langsam, ohne sich umzuschauen, schwebte ihre hohe Gestalt davon, den schmalen Weg hinunter und verschwand hinter den Büschen.

Er sah ihr nach, — wie erstarrt, als wär's ein Traum, dann kam ein Stöhnen aus der Tiefe seiner Brust und nun hob sich sein Fuß; der erste Impuls trieb ihn ihr nach. Aber mit dem tief verletzten Stolze des Mannes richtete er sich auf alsbald und trat zurück.

„Nein . . . so nicht!" murmelte er, bleich und in höchster Erregung. „Das war nicht sie … das war die Mutter, welche aus ihr sprach! … Aber immerhin . . . das war hart!" Er wandte sich um, schlug die Hand vor die Stirn und blieb plötzlich wieder stehen. „Sehr hart! . . . Doch vor Allem . . . kühles Blut jetzt . . . Fassung! . . . Auch darin soll ja der Mann dem Weibe überlegen sein! . . . Habe ich schon so Manches getragen um meines Glaubens willen . . . auch das noch! . . . Aber . . . wie gesagt, armer Fritz . . . ein Verräther . . . das ist hart! . . noch dazu von ihren Lippen."

Ein bitteres Lachen verzerrte sein Gesicht: er sah sie, er hörte es wieder, was sie soeben noch zu ihm gesprochen, hörte das böse, böse Wort ... Wie im Sturm kreisten pfeilschnell die Gedanken durch seinen Kopf.

„Feind des Vaterlandes!? ... Wenn ich das wäre! ... Ob nun Deutschland einig wird oder zu Grunde geht ... wer brächte ihm wohl ein größeres Opfer wie ich? ... Doch Geduld und kühles Blut; ... sei ein Mann, Fritz ... beiß' die Zähne aufeinander ... Muth, Muth und Geduld! ... O ... es ist abscheulich! ...“

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, und als er das that, troffen Thränen langsam in den Bart, bittere Manneszähren. — So hatte sie ihn behandelt, das Mädchen, das er so sehr geliebt, an welches er sich geheftet hatte mit allem Fühlen und Denken, dem er Alles opfern würde mit tausend Freuden, nur seine Ehre nicht und seine Ueberzeugung.

Es war fürwahr ein hartes Schicksal, was ihn traf.

Er raffte seinen ganzen Muth zusammen, er wandte sich, um zu scheiden. — Noch einmal blickte er nach dem kleinen Hause hinüber, um zu sehen,

ob sie nicht wiederkehrte, das harte Wort zurückzunehmen, ihm abzubitten, — vergebene Mühe. Ein kurzer, bitterer Kampf noch und Sannow schritt quer über das Feld, dem Wagen zu.

„Ich werde abwarten, was sie beginnt," sprach er zu sich selbst und ließ sich schwer bekümmert, aber gefaßt in seine Wohnung fahren.

LIII.

Ueber hundert Jahre hatte Preußen, dieses verhältnißmäßig arme Land, für das übrige Deutschland gedacht, gekämpft, gearbeitet und gezahlt; es unterhielt eine große Armee, Kriegsmaterial und Festungen, es schaffte an der Vervollkommnung derselben mit Eifer, während die Uebrigen wenig thaten, noch weniger zahlten, auf diesen Schutz rechneten, dafür Preußen aber anfeindeten, ihm mißtrauten, ihm alle nur erdenklichen Schwierigkeiten bereiteten und dabei, wie es sich jetzt bis zur Evidenz herausstellte, faktisch wehrlos waren, eine Beute des ersten besten Eindringlings geworden wären, trotzdem sich Manche noch dazu mit Eroberungsgelüsten trugen. Preußens Langmuth hatte es in einen so schlechten Kredit gebracht, daß man vielerorts das Versprechen König Wilhelm's, den kleineren Fürsten den Besitz ihrer Länder zu garantiren, im Falle sie neutral blieben,

nur als Schwäche oder Furcht auslegte. — Nun man ihn aber zum Aeußersten getrieben hatte, erhob der Adler mit Macht seine Schwingen und stürzte sich mit einer für Viele unheilvollen Energie auf seine Feinde. Das schnelle Einrücken in die Nachbarstaaten gab davon den deutlichen Beweis, den ersten Truppen folgten alsbald Reserven, und mit jenen zugleich erschienen Civilautoritäten, welche die besetzten Länderstrecken verwalten sollten.

Man verfuhr dabei mit möglichster Rücksicht, denn man faßte die dauernde Besitznahme jener Provinzen jetzt schon in's Auge, man schonte nach Möglichkeit die Gefühle und Interessen jener deutschen Stämme und sandte dorthin Männer, welche neben der nöthigen Energie und Geschäftskunde auch die Kenntniß des Landes besaßen.

So sehen wir um dieselbe Zeit, als der Landwehrlieutenant Sannow bekümmert in seinen Gasthof zurückkehrt, auf dem Bahnhofe unten eine Equipage halten, mit zwei feurigen Füchsen bespannt, die soeben erst ausgeladen worden war. Inmitten einer Gruppe von Neugierigen entdecken wir bekannte Gesichter: Baron Grimmenstein und dessen Schwiegersohn, den Grafen Bielau auf Wolmirstein, den Fabrikbesitzer Humann, vor Allem aber Bessing's

hohe Gestalt, welche die Menge wie Saul einst um eines Kopfes Länge überragt.

Wenn der ehemalige Gesandte auch hier bei Hof keine persona grata war und sein konnte, so war er doch im ganzen Lande seiner einfachen Art und edlen Denkungsweise wegen hoch geachtet; er stand hier noch in gutem Andenken, und so war es geschickt und freundlich von der preußischen Regierung, daß sie gerade diesen hieher sandte.

Vor wenigen Monaten erst war Herr von Bessing gegangen — als Civilgouverneur kehrte er heute wieder nach X. zurück. — Ihm selbst war die Ernennung sehr überraschend gekommen; wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es ihn, als er den Brief las, welcher seine Bestallung enthielt. — Ein freudiger Schrecken war seine erste Regung: der Gedanke an Hilda, sie wieder zu sehen, sie beschützen zu dürfen. Bald aber mischte die Sorge sich ein: wie schwierig würde seine Stellung dem Hofe, den fürstlichen Damen gegenüber sich gestalten, deren Gesinnungen ihm nur zu wohl bekannt waren.

Jener Brief enthielt eine kurze Instruktion, wies ihm den nöthigen Generalstab zu an jungen, gediegenen Kräften, und enthielt ferner die Weisung, sich unverzüglich an seinen neuen Bestimmungsort zu begeben.

In dem Schreiben war auch zugleich die Absicht angedeutet, X. für alle Zeiten dem preußischen Staate einzuverleiben.

Soeben erst war unser Held hier angekommen, von dem Baron, welchem er geschrieben hatte, herzlich empfangen, und nun stieg er mit diesem und dem Grafen Bielau zusammen in den harrenden Wagen und fuhr zum Hotel zum Schwan, wo er so lange Quartier zu nehmen beabsichtigte, bis er über sein ferneres Wohnen sich entschieden haben würde.

Mit Windesschnelle verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft eines Civilkommissärs und wer diese Stelle bekleidete durch ganz X., und alsbald begann ein wahres Zuströmen von Beamten, Redakteuren, Korporationsvorständen, Stellensuchern und Schmarotzern, welches dem Herzog Franz, hätte er es mit ansehen können, Mancherlei zu denken gegeben haben würde, Bessing aber und alle rechtlichen Leute mit Scham und Verachtung erfüllte.

Vorläufig hüllte sich dieser in völlige Unnahbarkeit, nur seine eigenen Herren empfing er und seine alten bewährten Bekannten, auch machte er unverzüglich dem zeitweiligen Kommandanten seinen Besuch, um einige wichtige Angelegenheiten mit diesem

zu besprechen. In Folge dessen zog am Nachmittage ein Posten vor dem Gasthofe auf und stand dort ein blaurothes Schilderhaus neben dem Portal auf der Straße.

In Betreff der herzoglichen Familie hatte der Gouverneur keine andere Instruktion erhalten, als daß er in seinem Verhalten gegen dieselbe durchaus nach eigenem Ermessen verfahren möchte. — Er hatte mit dem Baron, als seinem einzigen Vertrauten, diesen delikaten Punkt vorhin besprochen und war zu der Ueberzeugung gelangt, daß, so sehr ihn sein Herz auch drängte, persönlich der Mutter Hilda's in ihrem Unglück seine Aufwartung zu machen, es doch angemessener sein würde, wenn er sein Eintreffen derselben nicht persönlich und offiziell anzeigte, sondern ihr durch einen seiner Untergebenen und durch den Hofmarschall dieses und den Zweck desselben notifiziren ließe. — Als er aber gegen Abend endlich Muße fand, zum ersten Male an sich selbst zu denken, als alle jene Lästigen sich zuletzt verlaufen hatten, da konnte er der Versuchung nicht widerstehen: er zog Hilda's Bild hervor, betrachtete es lange und innig, als wollte er ihm Alles sagen, was sein Herz bedrückte; er erhob sich und machte sich zuletzt auf den Weg, um verstohlen wieder ein-

mal durch den Schloßpark zu gehen, wie er es so oft gethan hatte in früherer Zeit.

Gewiß würde sie es erfahren haben, daß er hier war und — wie er die Geliebte kannte — würde sie mit Ungeduld jetzt seiner warten. Die zärtlichen Briefe, welche er von ihr erhalten hatte in der Zwischenzeit, ihre ganze Sinnesart ließen ihn daran nicht zweifeln. Ungleich Sannow's Braut — der sie ja auch ein Gegenstand der Verehrung war, als ein Glied des Herrscherhauses — blieb ihre Liebe unwandelbar, trotz der trüben Zeitläufe. Bessing wußte gewiß, ihm würde das hochherzige Mädchen es nicht nachtragen, daß er, seiner Pflicht genügend, hieher kam, wenn auch als Feind äußerlich, so doch im Herzen als ein treuer, unwandelbarer Freund, froh, im Stande zu sein, sie beschützen zu können, glücklich, wieder in ihrer Nähe zu sein.

Er kannte die Hausgelegenheit im Schwan; nicht durch das große Portal, sondern durch eine Seitenthür, welche in eine unbedeutende Nebengasse führte, verließ er das Hotel. — Durch die alten bekannten Straßen schritt er, sich möglichst im Schatten der Gebäude haltend, und allerhand Erinnerungen und Gefühle stürmten auf diesem Wege auf ihn ein. — Der Himmel drohte mit Regen, die Straßen waren

ziemlich leer deßhalb, zehn Uhr schlug die Domglocke, mit sonorer Stimme verkündete sie die späte Stunde; unwillkürlich beschleunigte Bessing seine Schritte. Von der Hinterseite her erreichte er den Park, gleich neben dem stattlichen Hause, in welchem der martialische General und Günstling wohnte, bis vor Kurzem noch. Unter den Bäumen hingehend, erblickte er durch das Geäst schon die erleuchteten Fenster, stürmisch pochte seine Brust.

Nun stand er im Schatten eines Stammes und vernahm den eigenen Herzschlag und schaute sehnsüchtig, erwartungsvoll, tief bewegt dort hinauf. Die dunkle, kompakte Masse des Schlosses lag vor ihm, ihre Umrisse verloren sich in Nacht, konnte man doch kaum die Hand vor Augen sehen heute Abend. — In ihren Zimmern war Licht, aber würde sie selbst ihn erwarten, und wie sollte er sich ihr zu erkennen geben? . . . Nichts fiel ihm ein, kein Zeichen, kein Signal!

Da bewegte oben der Luftzug die Gardine; — das Fenster stand offen, er hatte das nicht bemerkt. Er hörte Stimmen. — Während er horchte, sah er Jemanden sich bewegen, ein tiefer Schatten fiel auf den hellen Rahmen, ohne daß er zu erkennen vermochte, wem derselbe gehörte.

Er stand und lauschte mit verhaltenem Athem. Dann flatterten abermals die Vorhänge; ihm war's, als ginge eine Thür, und nun wurden jene langsam zur Seite geschoben, der Oberkörper einer weiblichen Gestalt wurde sichtbar.

Ihn durchzuckte es mit tausend Wonnen — sie war es ... Hilda, die Geliebte! Nur zu wohl kannte er die theure Gestalt ...

Hatte der Nachtwind den Hauch von seinen Lippen zu ihr hinauf getragen, oder hatte er lauter ihren Namen gesprochen, als er es ahnte ... dort oben hoben sich zwei Arme, als wollten sie die Nacht umfangen, ein leiser Gegenruf wurde laut, Bessing hörte seinen Namen. „Ich komme!“ flüsterte es, das Fenster wurde plötzlich leer. — Nicht eine Minute später, dann lagen die beiden Glücklichen sich in den Armen und wollten vergehen vor Liebe und Lust.

LIV.

Die schnelle Reihenfolge der Ereignisse, der Ernst der nächsten Wochen ließen alle privaten Angelegenheiten mehr in den Hintergrund zurücktreten. Wie ein blutiger Nordlichtsschein ergoß es sich von dort oben her über ganz Deutschland und das kaiserliche Oesterreich, feurige Strahlen flammten auf und zuckten in schneller Reihenfolge über den Himmel dahin. — Unheimlich und räthselhaft wie jenes Phänomen waren die Erfolge der preußischen Waffen.

Anfangs hofften die Getreuen noch — mit Zittern und Erwartung schauten sie nach Süden, beteten sie für den Erfolg ihrer Waffen; Aller Augen richteten sich vornehmlich auf Oesterreich und auf die tapferen Hannoveraner, welche über Göttingen abgezogen waren und es versuchten, den vom Main heranrückenden Bayern die Hand zu reichen. Durch Ueberraschung hatten die Preußen ihre ersten Er-

folge errungen, unmöglich aber, so glaubte man damals, würden sie im Stande sein, dieselben auf die Dauer zu behaupten. Mit den Verbündeten zugleich würden die siegreichen Truppen zurückkehren und Rache nehmen, in Preußen einrücken und es demüthigen von Grund aus, es zerstückeln, es unschädlich machen auf immer.

Die Wortführer in Wien behandelten den Krieg wie eine Bagatelle; ein Hofrath Warrens, welcher es ja wohl verstehen mußte, schrieb in einer von der Regierung unterstützten Zeitung: „Die Preußen haben noch die alte, verrostete Lineartaktik, die wir längst abgeschafft haben und die der Ruin einer jeden Armee ist," — man glaubte ihm mit freudigem Herzen, denn die Menschenmassen sind wie die Kinder: sie glauben, was sie wünschen. Ein Wiener Arzt behauptete, Graf Bismarck leide am Größenwahnsinn; man nahm das ebenfalls für baare Münze. — Ein Bild wurde damals von Tausenden gekauft: ein österreichischer Husar mit gezücktem Säbel und der Unterschrift: „Wo ist Preuß?" — Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, aber sie war bitter ernst!

Man spottete, als der Preußenkönig sich an die Spitze seines Heeres setzte, und wies mit Stolz auf

Benedeck, den Helden von Solferino. Als er zur Armee reiste, brachte man ihm Ovationen — bald hernach aber kamen dann die Niederlagen, Schlag auf Schlag, kam der „geheime Plan", der ewig geheim geblieben, und das Andere.

Der Lenker der Schlachten hatte es eben anders beschlossen, jene Hoffnungen erfüllten sich nicht. — Die ersten Siegesbülletins aus Böhmen erwiesen sich als falsch; dort begann bereits das Konzentriren nach rückwärts, während der Feind vorrückte. Die braven Hannoveraner kapitulirten nach tapferer Gegenwehr bei Langensalza, General Vogel von Falkenstein errang mit seinen an Zahl geringeren Truppen gegen die beiden süddeutschen Korps einen Waffenerfolg nach dem andern.

Dann kam der dritte Juli, das Débacle von Königgrätz. — Die Kunde von der blutigen und schweren Niederlage, welche den Verbündeten fünfzigtausend Mann kostete, schlug die letzten Hoffnungen der Feinde Preußens zu Boden; gesetzt auch den Fall, die beiden deutschen Armeekorps hätten am Main noch Erfolge gehabt, so hätten sie doch diese Scharte niemals auswetzen können.

Auch in dem Aussehen und dem Leben der kleinen Residenz X. spiegelte sich die Zeit auf das Deut-

lichste wieder, in einer Weise, die den Oberflächlichen befremden mußte. Auf den ersten Blick hätte man glauben können, es wäre hier Alles unverändert: man gewöhnte sich im Allgemeinen schnell an die preußische Okkupation, an die geschäftliche Kürze, Regelmäßigkeit und Unparteilichkeit. Jeder Wohldenkende, ob Partikularist oder nicht, konnte sich nicht verhehlen, daß in der Verwaltung, seit der Feind die Zügel führte im Lande, ein Umschwung zum Bessern eingetreten war, die Gevatternwirthschaft, das persönliche Regiment hatte aufgehört, für jeden Bürger galt jetzt gleiches Recht. Nur Denen war dieses unbequem, welche früher bevorzugt wurden. Wohl oder übel — man mußte die Okkupation deßhalb als segensreich für das Land bezeichnen, um so mehr, als berechtigte Eigenthümlichkeiten pietätvoll geschont wurden und der Eindringling das inländische Gesetz handhabte — nur mit einer Wage, deren Schalen gleich hoch standen.

Es hielten ja außerdem von jeher auch Viele zu Preußen, und ganz besonders der intelligente Theil der Bevölkerung und der hochbesteuerte Landmann; man würde sich deßhalb über die Fortschritte der preußischen Waffen gefreut haben, wenn nicht die Söhne des Landes bei der Bundesarmee gestanden hätten.

Die Zeitungen, die Depeschen vom Kriegsschauplatz wurden verschlungen, mit Angst und Herzpochen las man die Nachrichten von der Mainarmee, und während Viele den Oesterreichern den Untergang wünschten, welches X. mit jenen Parasiten beschenkt hatte, hofften sie dennoch auf gute Botschaft von da unten her. — Diese Korruption war eben die natürliche Folge der eigenthümlichen Verhältnisse, in denen man lebte. Die Getreuen aber, die Frauen vorzüglich, welche täglich in Trauerkleidern in die Kirchen strömten, und vor Allem die Bewohner des herzoglichen Schlosses hofften auf Sieg, auf Preußens Untergang, sie flehten den Himmel an, daß er dem Feinde alles nur mögliche Unheil senden möchte — wie das so üblich ist.

Auf welcher Seite das Recht, die Arbeit und die größten Opfer waren, darnach frugen sie nicht.

Aber auch in jenen Kreisen vollzog sich wider Willen ein gewisser Umschwung: man hatte bisher sich darin ergangen, über Alles, was preußisch war, rücksichtslos herzuziehen, mit einiger Beschämung mußte man es jetzt sich eingestehen, man hatte nur in blindem Groll, in vollständiger Unwissenheit und deßhalb ungerecht geurtheilt.

Das hohe sittliche Element, welches überall ihnen

entgegentrat in der Strenge, wie in der Nachsicht, in der Verwaltung und im Verhalten der Einzelnen — es begann allmälig Eindruck zu machen; nirgends Ausschreitungen, keine Ueberhebung oder Härte, dagegen redliche Arbeit, sowohl in der Verwaltung, als bei der Truppe, die unermüdlich war im Ausbilden von Reserven. Man leerte Throne, aber man behandelte die Fürsten, welche Preußen zerstückelt haben würden, mit der Achtung, die man sich selbst schuldig war, man wollte keine Demüthigung, nicht unnöthigen Groll, einmal aus sittlicher Größe, zweitens aber auch aus Rücksicht auf die Zukunft — der Grundgedanke des Königs Wilhelm und seiner Räthe kam hierin zum klarsten Ausdruck: die Einigung Deutschlands. Darum sahen auch alle wirklichen Patrioten, alle deutschen Männer mit freierem Gesichtskreis, trotz eigenen und lokalen Kummers, erwartungsvoll nach Norden, denn sie ahnten den Anbruch einer neuen großen Zeit.

In jenen ereignißvollen, blutigen Tagen kam das Alles natürlicherweise nicht so klar und prägnant dem Einzelnen zum Bewußtsein, wie wir das jetzt erkennen, wo die Thatsachen vollendet sind und die Gefühle sich geklärt haben.

Onkel Pabstmann und viele andere kluge Leute.

trotzdem die Erscheinung der grauen Frau in der Neujahrsnacht auf sehr Natürliches zurückgeführt worden war, blieben steif und fest dabei, das Umgehen der Dame Mechtildis und der Rabenflug hätten alle diese furchtbaren Schlachten und Umwälzungen voraus verkündet, aber wie damals würde plötzlich auch hier die Sonne wieder hervorkommen und zuletzt noch Alles gut, das heißt nach ihrem Wunsche werden. Herzog Franz würde sieggekrönt in seine Residenz einziehen, die Glocken würden läuten, weiß gekleidete Jungfrauen Blumen streuen und der „Preuß" zum Lande hinausgeworfen werden. Was aus Dame Felicitas und ihren Getreuen werden würde, davon sagten sie nichts.

Auf dem Markte wurde gefeilscht und die Kinder gingen guter Dinge in die Schule, ganz wie ehedem, nur die Frauen in Trauerkleidern fielen auf und die preußischen Uniformen. An den Ecken bildeten sich Gruppen um die Depeschen und man lief hinaus zum Bahnhofe, um Neuigkeiten zu erfahren und Verwundete oder Gefangene zu sehen. — In den Familien der Getreuen freilich, da trauerte man im Herzen, wie auch äußerlich, und wer wollte ihnen das verdenken?! — Die Treue und die Anhänglichkeit an das Herrscherhaus bilden ja die edelsten

Grundpfeiler eines geordneten staatlichen Lebens, sind die schönsten Perlen in der Krone der Fürsten.

Inmitten aller dieser Vorgänge lebte die Herzogin mit ihren Töchtern und ihrem Hofstaate, welcher, nachdem der erste Schreck vorüber war, sich schnell wieder kompletirt hatte, in vollster Abgeschiedenheit.

Bessing hatte damals einen seiner Herren zum Hofmarschall von Wallwitz gesandt, den er als einen braven Mann von früher her kannte, und hatte sich dort gewissermaßen unter der Hand nach den Befehlen der hohen Frau erkundigen lassen, die in ihrem Unglück ihm ehrwürdiger erschien, als je zuvor. Sie hatte nur die eine Bitte ausgesprochen, die preußischen Soldaten nicht mehr sehen zu müssen. In Folge dessen bewachten Polizeibeamte in Civilkleidern das Schloß, die Posten standen längs der äußeren Parkmauer; der Park selbst war für das Publikum gesperrt, der Eingang zum Palais aber wie früher jedem Berechtigten gestattet.

Wenn sonst der Hof sich nur in dem für ihn reservirten Theile des Parks zu ergehen pflegte, so konnte er sich nun ungestört und fast überall von außen ungesehen auf dem weiten Raum bewegen. Ueber diesen hinaus setzte er nie einen Fuß, den

Einwohnern von X. blieb er völlig unsichtbar; man wußte eben nur, daß er anwesend war und daß Prinzeß Agnes langsam von einem gastrisch-nervösen Fieber genas.

Prinzessin Henriette residirte auf Schönau, ihr Gemahl, Prinz Alexander, der sich vollständig an ihre Schürzenbänder geklammert zu haben schien seit den letzten Tagen, das heißt seit er von der Armee zurückgekommen war, wo man ihn nicht hatte brauchen können, deßgleichen.

Der Herzog war in Würzburg.

Er hatte sich, wie uns bekannt ist, an jenem Morgen des fünfzehnten Juli ein wenig schleunig nach Süden begeben, zur Armee. Seitdem die Kontingente aber in größere Verbände zusammentraten, hatte der Bundesbefehlshaber es als opportun bezeichnet, die Armee durch so viele Hauptquartiere in ihren Bewegungen und Entschließungen nicht behindert zu sehen; seitdem hatte Herzog Franz, der zwingenden Verhältnisse wegen, seine geliebten Truppen verlassen, nach einem rührenden Abschiede, und residirte in der alten, bequem gelegenen und durch zwei Armeekorps gedeckten Bischofsstadt.

Von hier aus kamen jene zuversichtlichen Briefe, jene Proklamationen an sein treues Volk, welche seine Ge-

treuen, vor Allen aber die Gräfin, angelegentlichst zu verbreiten suchten. Die erträumten Siege blieben aber aus, und in Folge dessen wurden auch jene Proklamationen immer wirkungsloser.

Außer jener Beschäftigung betrieb Gräfin Wolfskehlen auch noch das Sammeln für die Verwundeten mit großem Eifer; es war geradezu unglaublich, daß man ihr das Alles so durchgehen ließ, daß die Preußen sie und ihr Treiben so völlig ignorirten; es war ihr unerträglich, daß sie so gar keine Rolle mehr spielte, sie, die vor Wochen noch unumschränkt hier herrschte, sie mochte es anfangen, wie sie wollte.

Sie kam übrigens noch mehr in Mißkredit und auch bei den Getreuen, als es sich herausstellte, daß sie die gesammelten Gelder fast lediglich für österreichische Zwecke verwendet hatte, es gab darüber einen heftigen Disput zwischen ihr und ihrer Freundin, der Herzogin, ja, es herrschte seitdem sogar eine merkliche Erkältung zwischen ihnen.

Im Uebrigen war die Gräfin eine feine Fliege, welche unter dem Vorgeben zu konspiriren den Mantel gar geschickt nach dem Winde zu drehen verstand. Sie hatte Einquartierung im Hause, drei Offiziere und etliche Soldaten, und Niemand von den Preußen hatte es besser in X. als jene. Trotz ihres sprüch-

wörtlichen Geizes flossen Wein und Bier, gab es gute Mahlzeiten, feine Cigarren und kräftigen Tabak. Dabei war die Gräfin ausnehmend leutselig gegen die Soldaten, unterhielt sich häufig mit ihnen, und fast kordial stand sie mit den Offizieren, mit denen sie nach Tische Billard spielte, eine Cigarrette rauchte und vom Kriege plauderte, als wäre derselbe nur ein Kinderspiel.

Sie fuhr und ritt auch hinaus zu den Truppenübungen, beobachtete anscheinend mit Interesse das Ausbilden der Rekruten und die Reitertouren der Husaren, und suchte dabei mit einigen der höheren Offiziere bekannt zu werden. — Im Allgemeinen lachte man über sie oder wich der bösen Gräfin aus, aber sie erreichte doch hie und da ihren Zweck, sie konnte sich im Schloß das Ansehen geben, als mache sie Propaganda bei den feindlichen Kriegern. — Was man in der Stadt hierüber dachte und sprach, das erfuhr sie zur Genüge durch allerlei hämische Briefchen, die man ihr in's Haus warf und schickte.

LV.

In diesen schweren Tagen benahm sich Bessing geradezu musterhaft: er war der gute Engel des Landes nicht nur, sondern auch des Hofes. Mit Ernst und Milde, aber auch mit kurzer Energie, wenn es noth that, führte er die Zügel der Regierung. Weil es in Wirklichkeit nichts zu konspiriren gab, ließ er die Gräfin ihre Ränke schmieden, ohne ihr den Gefallen zu thun, sie mit einer Märtyrerkrone zu schmücken, den Rath Vogler aber hatte er gleich das erste Mal, als Jener sich bei ihm blicken ließ, gewarnt, ihn ermahnt, sich ruhig zu verhalten, ihn aber ohne Weiteres auf die Franzensburg geschickt, als er die Beweise in Händen hatte, daß der Intrigant die Leute aufstachelte durch lügenhafte Gerüchte und über Truppenbewegungen und dergleichen korrespondirte.

Bessing hatte die Dienstwohnung in Besitz ge-

nommen, welche ehemals der General von Sandrewsky inne hatte. Dieselbe lag, wie erwähnt, an der hinteren Seite des Schloßparks, an der Ecke der Amalienstraße. — Es war dieses ein hübsches, isolirt liegendes geräumiges Gebäude, welches häufig verschiedenen Gliedern der herzoglichen Familie zum Aufenthalte gedient hatte. Von dem Balkon desselben, ebenso von den südlichen Fenstern aus konnte man bequem einen Theil des Parks überblicken, auch befand sich demselben gegenüber eine eiserne Pforte in der Mauer, an welcher kein Posten stand, welche sich leicht dem Verliebten öffnete, so daß derselbe Prinzeß Hilda ohne Schwierigkeiten sehen und sprechen konnte.

In gewisser Beziehung kehrte hiemit die höchste Gewalt wieder in die Hände zurück, welchen sie entwunden worden war, denn gar Vieles berieth der Gouverneur mit der Geliebten und gar manchmal und nie umsonst frug er diese um ihren Rath. Die gegenseitige Achtung und Werthschätzung, sowie der immer höhere Grad von Vertrauen, welchen sie hiebei erlangten, gab ihrer innigen Liebe immer neue Nahrung und schloß den Bund der Herzen noch fester. In schwerer Zeit bewährten sich die Beiden als echt.

Viel weniger glücklich war unser armer Privatdozent daran: gleich am Tage nach Bessing's Eintreffen hatte er den Freund aufgesucht und sich diesem eröffnet. — Er fand hier das vollste Verständniß und die herzlichste Theilnahme zugleich. Das Resultat ihres Aussprechens war, daß Sannow sich hinsetzte und an seinen Schwiegervater schrieb. Er berief sich diesem gegenüber auf seine ihm bekannten Gesinnungen. Er sei ein Großdeutscher, er habe für diesen engeren X.-Separatpatriotismus niemals ein Verständniß gehabt, im Gegentheil denselben stets für verderblich gehalten, weil er die Grenzen überschreite, die die Vernunft und das Herkommen, die geschichtliche Basis ihm zog und gestattete.

„Ich setzte meine Hoffnung von jeher auf Preußen, den einzigen deutschen Großstaat, darum diente ich dort mein Jahr ab und wurde Reserveoffizier. — Seiner Macht und seinem sittlichen Werthe nach ist Preußen vor Allem berechtigt, die deutschen Stämme zu führen und zu einen. Durch alles Reden, Singen, Turnen, Scheibenschießen wäre das niemals gelungen, noch weniger durch den Nationalverein; dergleichen hat seine Berechtigung, ebenso wie der Lokalpatriotismus, aber nur in zweiter und dritter Linie, in demselben Maße etwa wie der

Sachse und der Schlesier sich als solche innerhalb Preußens fühlen dürfen.

„Das Alles war Dir und den Deinen bekannt, als ich mich verlobte, und wenn Du auf den Grund Deines eigenen Herzens greifst, findest Du dort — ich weiß das — Verwandtes.

„Dieser Ueberzeugung blieb ich treu, darnach handelte ich, wie ein jeder ehrliche Mann das thun muß. — Ich genügte einfach meiner Pflicht, als ich dem Rufe folgte, mich zu stellen beim Ausbruche des Krieges. Was ich hoffte, was ich in meinen früheren Briefen an euch aussprach, daß ich nicht gezwungen sein würde, gegen Landsleute zu kämpfen, daß ich als Beschützer, als Wächter der öffentlichen Ordnung hieher kommen würde und nicht als Feind, das hat sich bis heute bestätigt und wird sich mit Gottes Hülfe auch ferner bewähren.

„Ich kenne Deinen und kenne der Deinen Standpunkt und wußte, daß uns Allen Prüfungen bevorstanden. Ich hoffte aber, daß man mich recht beurtheilen und daß treue Liebe die Schwierigkeiten der Lage überwinden würde, um so mehr, als ich Ernestinens festes Versprechen besaß in dieser Richtung... Anstatt dessen nannte man mich einen Feind des Vaterlands, einen Verräther sogar... stieß man mich kalt zurück.

„Indem ich diesen Schritt thue, das heißt nach alledem jetzt an Dich schreibe und um Deine Vermittlung bitte, dränge ich den Mannesstolz zurück und lasse nur mein Herz sprechen, welches nie aufhörte, Ernestine treu zu lieben, und welches heute noch zuckt unter der Erinnerung an jenes harte Wort.

„Ich appellire nicht an Ernestinens Verstand, ich appellire an ihre Weiblichkeit, an ihre Liebe. Ich hoffe und erwarte, wenn sie diese sprechen läßt, dann wird sie Abbitte leisten, mich um Verzeihung bitten — thäte sie das nicht, ich müßte glauben, sie hätte mich nie geliebt, oder ihre Liebe sei eine schwächliche, welche der erste Sturm verweht.

„Ich bitte Dich, lieber Schwiegervater, in meinem Interesse zu wirken, auch bei Deiner Frau, und mir das Resultat Deiner Bemühungen so bald als möglich mitzutheilen. Im Uebrigen ꝛc. ꝛc.“

Dieser Brief hatte die Bitte um einen Besuch zur Folge.

Der Kammerrath erschien merkwürdig gedrückt, als Sannow ihn aufsuchte, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit machte er ihm den Eindruck, als wäre er nicht offen, was dessen Herz mit großer Unruhe erfüllte.

Er täuschte sich aber über den Urgrund jener

Erscheinung, wenigstens zum Theil. Werder, obgleich ein vernünftiger und aufgeklärter Mann, litt momentan weniger unter dem Zerwürfniß der beiden Brautleute, als durch die politischen Ereignisse. Trotzdem er Vieles tadelte an den Einrichtungen, an der Handhabung der Gesetze und an der Parasitenwirthschaft in X., hing er doch mit echt deutscher Treue an seinem Fürsten. Schrecken über dessen schnelle Abreise und Entrüstung über das Einrücken der Preußen erfüllten sein Herz und versetzten ihn in tiefe Trauer. Sannow's — seines künftigen Schwiegersohnes Erscheinen in X. in den Reihen der Preußen, er, ein Sohn des Landes, das dünkte deßhalb auch ihn etwas Unerhörtes, auch wurde ja er selbst sowohl wie die Seinen durch diese Taktlosigkeit auf das Aeußerste kompromittirt.

Wenn nun der Herzog mit den siegreichen Verbündeten zurückkehrte, wenn diese Handvoll Truppen hier das Land räumen mußte, oder wenn es gar zum Kampfe kam, waren nicht da er und die Seinen unmöglich gemacht, würde man ihm nicht seine Stelle nehmen, ihn verantwortlich machend für das, was sein Schwiegersohn verbrochen hatte? . . .

Er fand deßhalb Ernestinens Benehmen ganz in der Ordnung und hätte nur gewünscht, daß sie

die Worte, in welchen sie ihren Empfindungen Luft machte, besser gewählt hätte, aber Sannow hatte sie überrascht . . . auch das war also fast entschuldbar. Bei dieser Denkungsweise konnte jene Zusammenkunft natürlicherweise kein befriedigendes Resultat ergeben, man befand sich alsbald auf den hohen Wogen der Politik und trieb da herum, Einer den Andern zu überzeugen bestrebt, und ängstlich bemüht, nicht an einander zu stoßen. Der eigentliche Zweck wurde zuletzt nur noch wenig berührt, und man schied mit einem Gefühl im Herzen, als sei die unselige Kluft noch erweitert worden.

Aufgeregt, ungeduldig und muthlos — sich anklagend auch, daß er nicht früher bedachte, wie ängstlich der Kammerrath stets um seine Stellung besorgt war und deßhalb um Anstellung bei einem andern Bataillon gebeten hatte, daß er der etwas romantischen Idee, Ernestine zu schützen, so ohne Weiteres nachgehangen hatte, kam Sannow zu seinem Onkel und klagte ihm sein schweres Leid.

„Ecce Friderice!“ rief dieser mit einem kurzen Lachen, „Du hast da in ein richtiges Wespennest gegriffen — nimm mir das nicht übel, mein Sohn! — Ist sonst ein kreuzbraver Mann, dieser Freund Kammerrath, aber ein wenig versimpelt und ein

Pantoffelheld. Sind auch kreuzbrave Weiber sonst, die Alte und ihr hübsches Kind, Deine Jungfer Liebste, aber roth und blau von den Strümpfen bis zur Haube.

„Nun, mischte sich hier die Liebe nicht ein, ich würde rufen: oderint, dum metuant! die Zeit wird sie klüger machen, wenn überhaupt. Aber in Wahrheit, Du jammerst mich, rauher Kriegsknecht, denn Du stehst hier sine comparatione wie der Ochs vor dem Thor. Erlaube mir daher, daß ich mit dem Alten einmal Rücksprache nehme, und im Uebrigen fasse Dich mit Geduld und trage das Unvermeidliche mit Würde. Von der allerhöchsten Fördersamkeit für Deine Angelegenheit aber würde es sein, wenn Du und die übrigen Preußen hier dauernd euch niederließet, denn beim Alten ist's hauptsächlich die Furcht, welche ihn abwendig macht, und bei den Weibern ist es der Fanatismus, welcher doch Gelegenheit gefunden haben könnte, sich abzukühlen in den letzten Wochen. — Laß mich mein Heil versuchen, ein Loch da hinein zu machen, und halte Dich vorläufig ruhig, mein Sohn."

Sannow hatte keine allzu großen Hoffnungen auf diese freundlich gemeinte Intervention gebaut und that recht daran, denn so viel hernach der

Rektor auch prahlte, dieselbe war anscheinend erfolglos geblieben; es knüpfte sich nur daran die Bitte der andern Partei, doch so bald wie möglich um seine Versetzung einkommen zu wollen. Nicht einmal jene harten Worte wurden zurückgenommen.

Gereizt hiedurch und sich einredend, daß es ein kleinmüthiges Nachgeben sein würde, gab Sannow diesem Wunsche keine Folge — er schrieb einige Zeilen, warum er so handelte und blieb, und in Folge dessen lebten der Kammerrath hier unten in der Stadt als Strohwittwer und die Frauen dort oben bei der Muhme Zabern. Bleich und bekümmert, mit tiefen Schatten unter den Augen, ging Ernestine herum, ohne Ruhe, von Vorwürfen gequält zu Zeiten, zweifelnd an sich selbst und dann wieder empört und in Thränen ausbrechend, schwankend zwischen ihrem Gewissen und ihrer Liebe, entrüstet über Fritz und entschlossen, ihn aus dem Herzen zu reißen. Wie konnte sie jemals sich einem Manne zum Weibe geben, der gegen seinen eigenen Fürsten in Waffen stand!?

Auf die ersten Siegesnachrichten, welche sich später als erfunden erwiesen, waren schnell nach einander die Kunden von den Niederlagen in Böhmen gefolgt. — Nur einmal — bei Trautenau, waren

die Preußen geschlagen worden. Die eigenen Truppen waren bis jetzt noch nicht im Gefecht gewesen; von ihnen erwartete man natürlich Wunderdinge, es wurden aber jetzt schon viele Stimmen laut, welche das Zurückziehen derselben verlangten.

Die Feinde Preußens, obwohl in Bestürzung über diese ganz unerwarteten Erfolge seiner Waffen, waren durch diese anfänglichen Erfolge durchaus nicht entmuthigt: die hunderttausend Bundestruppen würden die fünfundvierzigtausend Mann der Mainarmee leicht bewältigen, und wenn nur Benedeck selbst erst draufginge, dann würde die „Zündnadelgesellschaft“ in die Defileen zurückgeworfen werden.

So schrieb auch Herzog Franz und gab zugleich den Auftrag, daß auf seiner geliebten Kriegskarte ja die Fähnchen richtig gesteckt würden. Er sprach sehr zuversichtlich und bat nur guten Muthes zu sein, man hätte ja im Uebrigen mittlerweile nichts zu fürchten, im Gegentheil, es wäre gut, daß die Herzogin in X. geblieben sei, weil sie dort im eigenen Interesse wirken könnte. Wie die Herzogin dieses aufnahm, ist nicht bekannt geworden.

LVI.

Der Civilgouverneur hatte seltsamen Besuch gehabt am Morgen des vierten August: Frau von Bodenstein hatte sich bei ihm melden lassen, um im Namen ihrer Tochter zu bitten, dieselbe mit Empfehlungen zu versehen, da sie den bestimmten Willen habe — worüber sie selbst ganz unglücklich sei — sie zu verlassen, um auf dem Kriegsschauplatze in den Lazarethen thätig zu sein.

Einen Augenblick hatte Bessing die Neigung empfunden, der ehemaligen Geliebten abzurathen von diesem Vorhaben, er fühlte aber nur zu wohl, daß er hiezu kein Recht hatte; es kam auch hinzu, daß das Benehmen der Hofmarschallin ihn allezeit anfröstelte und ihn noch vorsichtiger machte ihr gegenüber, als dieß sonst seine Art war. Er hatte immer das Gefühl, als verfolge die Dame Nebenabsichten.

Die Audienz hatte sich trotzdem in die Länge

gezogen; ein so schönes, verwöhntes Mädchen in der Nähe des Kampfgewühls, mit blutbefleckten Händen, allen Unbilden ausgesetzt — es ging ihm an's Herz, zuletzt aber hatte er der Mutter versprochen, Valerie Briefe an einige ihm persönlich bekannte Johanniter und Aerzte zu übersenden.

Gerade als er die Dame dann zur Treppe geleitete, kam diese ein höherer Telegraphenbeamter eilig heraufgestürmt. Unmittelbar darauf fuhr auch Baron Grimmenstein vor: am dritten Juli war die entscheidende Schlacht bei Königgrätz geschlagen worden und hatte mit einem fast vernichtenden Siege der preußischen Waffen geendet.

Feierlich — tief ergriffen, standen die beiden Männer in dem Salon des Gouverneurs sich gegenüber, sie ermaßen die Tragweite dieser Niederlage, sie wußten es, was nun auch geschehen mochte, hiemit war der Kampf entschieden im Großen und Ganzen. Sie folgerten, daß Preußen niemals wieder diese eroberten Gebietstheile hier herausgeben würde; sie konnten freilich nicht ahnen, daß König Wilhelm großmüthig und voll des Wunsches nach Frieden noch einmal, jetzt, nachdem die Würfel entschieden hatten, dem Herzog seinen Landbesitz garantiren wollte unter gewissen nothwendigen Bedingungen,

wenn derselbe seine Truppen zurückzöge und neutral bliebe, und daß Herzog Franz, treu seinem gegebenen Worte, diesen Vorschlag von der Hand wies.

Während die beiden Männer sich noch besprachen, während draußen die Kanonen anfingen zu donnern, welche Viktoria schossen, und es laut wurde auf den Straßen, deren Mauern sich mit Plakaten bedeckten, dachte Bessing in Einem fort an die Geliebte und an deren schwer heimgesuchte Verwandten. — Das also würde das Ende ihrer Mißregierung, das Resultat ihrer Vertrauensseligkeit sein, daß sie Land und Thron verloren! ... Freilich war es ein hohes Ziel, um das man rang, und es war ihre eigene Schuld, wenn sie dem mächtigen Drange nach Einigung zum Opfer fielen; sie hatten eben ihre Zeit nicht begriffen, sie hatten engherzig nur persönliche Interessen verfolgt ... aber immerhin, das Schicksal strafte sie hart, sehr hart! ... Wenn aber das eintraf, was er glaubte, wie anders gestaltete sich dann auch ihr Verhältniß, um wie viel näher war er dann der Geliebten gerückt, — oder um wie viel ferner?! ...

Das bewegte den hohen, ernsten Mann vornehmlich, aber das vergrub er tief in seinem Innern, das sprach er nicht aus, nur drängte es ihn, Hilda zu

sehen, zu erfahren, ob sie die Kunde schon wußte und wie sie sie trug, sie zu trösten und ihr beizustehen.

Die Nachricht von der österreichischen Niederlage drang natürlich auch in das herzogliche Schloß und verbreitete dort die tiefste Niedergeschlagenheit.

Die Herzogin befand sich, ein wenig leidend gerade, in ihren Privatgemächern, als der erste Kanonenschuß sie aufschreckte. Sie sprang, erschrocken über den dumpfen Knall, vom Divan empor und erbleichte, sie fuhr mit beiden Händen nach dem Herzen; so unwahrscheinlich, ja unmöglich es auch war — ihr erster Gedanke war der: die Ihren rückten an, ein Gefecht entbrenne vor den Thoren der Stadt, die Befreier wären da!

Das lebhafte Blut trat schnell vom Herzen wieder zurück, sie eilte durch einige Zimmer in Hast nach der vorderen Front; von hier aus überblickte sie den breiten Schloßplatz. Aufgeregte Menschen, Leute an allen Fenstern, drüben auf dem Altan des Erkers im „Ritter" stand Frau von Bodenstein und schaute hinab auf das Gewühl zu ihren Füßen. Schuß auf Schuß grollte herüber.

Die hohe Frau sah und hörte mit klopfender Brust ... War denn Niemand da, der ihr eine

Aufklärung brachte?!.... Der erste freudige Schrecken wurde bereits überwuchert von Unruhe und Furcht...

Da nahte mit aufgeregten Mienen und bleichen Zügen, mehr laufend als gehend, ein einzelner kleiner, sehr sauber gekleideter Herr. Er kam geradewegs auf das Schloß zu... Sie kannte ihn, es war der Buchhändler Pabstmann. Er eilte mit allen Anzeichen der Bestürzung geradewegs zum Hauptportal; ein Mann in Civilkleidern, ein Fremder, hielt ihn auf und begann mit ihm zu sprechen. In diesem Augenblick begannen sämmtliche Glocken der Stadt zu läuten, der Dom, die Severinkirche, das Spital, die Marienkirche, die Heiligegeistkirche und das Kloster. In den feierlichen Klang der ehernen Zungen mischte sich das unaufhörliche Rollen des Geschützfeuers, hier und dort, auch da drüben am Ritter, wehten Flaggen ... schwarz und weiß!

Die Herzogin begriff — sie erbleichte, sie fühlte ihre Kniee wanken. Als sie sich umwandte, schwankend, so weiß wie die Wand, stand hinter ihr Herr von Wallwitz, beinahe ebenso blaß und schwankend wie sie selbst.

„Hoheit!" stammelte er und brach in Thränen aus.

Angesichts dieser gebrochenen Gestalt ermannte sich die Herzogin, fand sie schnell ihre Energie wie-

der, zwar trat ein Schluchzen in ihre Kehle, welches sie zu ersticken drohte, zwar fühlte sie, wie der Boden unter ihren Füßen wich, aber sie war gewohnt, sich zu beherrschen.

„Sprechen Sie!“ befahl sie hastig, rauh fast und runzelte die Brauen und richtete sich auf zu ihrer ganzen imposanten Größe.

Es dauerte einige Sekunden, ehe der ihr so ergebene Mann Worte fand; sie sah ihn ringen ... sie verging beinahe vor Ungeduld und Zorn.

„Sprechen Sie, Herr von Wallwitz — ich will es!“ befahl sie noch einmal.

„Eure Hoheit ... soeben verkünden es die Plakate ... jenes Schießen ... das Geläute der Glocken,“ stotterte er, jedes einzelne Wort mühsam hervorstoßend, dann sah er sie an, erschrak und fuhr in lebhafterer Weise fort: „Bei Königgrätz ... gestern bis in die Nacht hinein wurde gefochten ... Feldmarschall Benedeck verlor die Schlacht ... zweihundert Geschütze ...“

Er stockte plötzlich und hob die Arme, er sah die Herzogin die Augen schließen und schwanken, aber schon öffnete sie dieselben wieder überweit, sie legte die Rechte auf das Herz und befahl mit leisen, zischenden Lauten:

„Ein Plakat! ... ich will es lesen ... bringen Sie mir ...“

„Hoheit! ...“

„Still! ... Ich befehle es ... ich will es, Herr von Wallwitz!“

Der Kammerherr griff in seine Tasche und zog ein Papier daraus hervor; sie nahm es, sah hinein und stürzte davon, sie schloß sich ein in ihre Kammer.

LVII.

Staunen, Freude und Bestürzung verbreitete die Nachricht von Königgrätz in der ganzen Stadt, im ganzen Lande, in Deutschland, in der ganzen Welt: die Einen jubelten, die Anderen zerrissen ihre Gewänder und gaben Alles verloren.

Das Nordlicht — es stand in rother Glut jetzt hoch am Firmament, die glühende Lohe zuckte aus ihm nach allen Richtungen hin, nach West und Ost, warf einen blutigen, schaurig-wilden Schein über den ganzen Erdball.

In kurzen sieben Tagen war die österreichische Armee geschlagen und halb vernichtet, während der Sieger an der Elbe konzentrirt stand, bereit, auf Wien zu marschiren. — Das war ein Resultat, welches Niemand, selbst die Preußen nicht, geahnt hatte. Wie ein Märchen klang das, unglaublich — erschütternd.

Die Kunde durchzuckte die Stadt, sie drang auch

hinaus nach dem Gütchen: der Kammerrath kam, von Schweiß triefend, ganz blaß und ganz bestaubt hinausgelaufen und setzte die Seinen, welche so schon im höchsten Grade aufgeregt waren durch das Schießen und Läuten, in die größte Bestürzung. — Die beiden Frauen rangen die Hände und weinten bitterlich: Oesterreich geschlagen, die Preußen siegreich, zweihundert Geschütze verloren, und dabei dieser festliche Lärm! . . . Großer Gott! . . . Der arme Herzog . . . die unglückliche Herzogin! . . . Wie konnte der Himmel das zulassen?! . . .

Tiefe Trauer und eine unsägliche Bitterkeit erfüllte ihre Gemüther und namentlich das Herz der Mutter. — Bleich und in Thränen gebadet ging Ernestine auf ihre Kammer und vergrub ihr Haupt tief in die Kissen.

Frau von Bodenstein dagegen jubilirte: das Schicksal rächte sie an ihren Feinden, gegen welche sie einen unversöhnlichen Groll im Herzen trug. Ließ sie doch später alle Briefe, welche Valerie ihr schrieb vom Kriegsschauplatze aus, in der Morgenzeitung veröffentlichen (ohne Namen natürlich), weil sie wußte, wen diese Nadelstiche blutig ritzen würden.

Gräfin Wolfskehlen hatte in der Frühe schon einen Brief bekommen und hatte sich mit demselben

eingeschlossen. Es war dieß ein Schreiben des Herrn von Gößnitz aus Würzburg, auf einem Umwege war es zu ihr gelangt. Er schrieb darin über die Misère im großen Hauptquartier und über die unwürdige Rolle, welche man sie spielen ließ, daß man uneins wäre, daß man zur Thatenlosigkeit verurtheilt und vor Allem, daß man sehr knapp an Geld sei. — Er schrieb sodann über den Kriegsplan der Verbündeten und sprach die feste Zuversicht aus, daß man in etlichen Wochen sich in X. wiedersehen würde. Der Herzog sei trotzdem in einer geradezu unerträglichen Laune, mißtrauisch über alle Maßen und gereizt. Alle erwarteten mit Ungeduld den Augenblick der Aktion. General Sandrewsky habe sich bei zwei Gelegenheiten so furchtbar blamirt, daß der Herzog im höchsten Zorn ihm befohlen hätte, dorthin zu gehen, wo der Pfeffer wächst. — Derselbe wäre jetzt in Linz. — Bardenstein hätte die größten Taktlosigkeiten begangen; Beide seien in vollster Ungnade. Wenn der Moment gekommen sein würde, müsse man berathen, was für die Freunde geschehen könne; einstweilen wäre es gut, daß sie fort wären.

Es kamen dann noch eine Menge Details, auch über den Prinzen Alexander, welcher sich vergeblich um ein Kommando beworben hatte, und schließlich

die Bitte, einiges Geld vorzuschießen, welches in X. mit Dank zurückgezahlt werden sollte.

Mitten im Lesen dieser deprimirenden Epistel schreckten auch sie die Kanonenschüsse auf. Sie eilte hinab im Negligé, wie sie war, sie begegnete dem Unteroffizier, welcher die Korporalschaft kommandirte, die bei ihr im Quartier lag. Auf ihre Frage, was das Schießen bedeute, erfuhr sie die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz.

Auch sie schwankte zuerst und wurde schwach, dann aber kam der Zweifel, unmöglich ... Benedeck geschlagen? Gleich darauf bekam sie Gewißheit, denn ihre Dienerschaft eilte herzu, sie las das Plakat, die böse Gräfin, die Landverderberin schloß sich abermals ein und ließ sich ganze Stunden lang nicht wieder sehen.

Wie Ernestine da oben auf ihrem Landhäuschen, so schwammen hier unten viele Frauen in Thränen und unter diesen auch die sonst so heitere Seppi. Ihr patriotisches, gut österreichisches Herz war gar so tief verwundet durch die Nachricht von dem großen Unglück; Jean Kühkopf, ihr Vater, legte ebenfalls Asche auf sein Haupt, schloß seinen Laden zu und war für Niemanden zu sehen.

In der Stadt aber war festlicher Lärm bis spät in

die Nacht hinein, die Preußen feierten den Sieg, die Preußenfreunde thaten deßgleichen, die Neugierigen strömten in die Wirthshäuser, um Neuigkeiten zu hören, die große Begebenheit zu besprechen und das Ganze mit so und so vielen Gläsern Bier oder Wein zu befeuchten, wie das ja nun einmal so Sitte ist und immer Brauch war, so daß man annehmen muß, das liege nun einmal so tief in der Menschennatur.

LVIII.

Der Baron von Grimmenstein war gegangen, die wichtigsten Geschäfte waren erledigt. Bessing stand auf seinem Balkon, in dem Schatten der weit herabreichenden Marquise und schaute gespannt hinüber in den Park. Seit er hier im Hause wohnte, gab es ein verabredetes Zeichen zwischen den Beiden: wenn in dem Zimmer neben dem Balkon beide Rouleaux herabgelassen waren, dann wünschte Bessing Hilda zu sprechen, lag aber neben einem bestimmten Baumstamm ein grüner Zweig auf dem Kies des Weges, so erwartete ihn die Geliebte. — Dort lag nun der Zweig; während Grimmenstein bei ihm war, hatte man ihn hingelegt und nun stand er und wartete, um hinabzueilen, sowie er der Geliebten ansichtig würde.

Jetzt sah er den Schimmer eines Gewandes zwischen dem Gebüsch, er eilte hinunter und öffnete

mit seinem Schlüssel die Pforte in der Parkmauer. Wenige Schritte noch und er hielt Hilda's Hände in den seinen.

Dieselben zitterten, sie waren kalt wie Eis. Ihr Blick hing an ihm mit stummer Frage; ist es wahr? frugen sie, und was wird nun werden?

Er führte sie beiseite, dorthin, wo die üppigen Laubmassen der Boskets sie verbargen, und zog sie an sein Herz, er sah ihr tief in die Augen, ihre Seelen ergossen sich in einander und der eine große Trost kam ihnen ganz zum Bewußtsein: was auch das Leben ihnen bringen mochte, sie Beide standen fest, unzertrennlich bei einander.

Erst als sie sich das gesagt, als sie sich gewissermaßen hieran aufgerichtet hatten, begannen sie zu sprechen.

„Hast Du Nachricht ... weißt Du Gewisses?“ frug sie leise.

„Ja, Hilda ... eine Depesche aus dem Ministerium, kurz, aber inhaltsvoll.“

Er zögerte eine Sekunde, denn er sah, wie ihre Augen sich mit Thränen füllten.

„Es hat eine große, entscheidende Schlacht gestern stattgefunden; durch das Eingreifen des Kronprinzen wurde der Feldzeugmeister geschlagen und zum Rück-

zuge gegen Olmütz genöthigt. Man betrachtet im preußischen Hauptquartier den Krieg nach diesem Waffenerfolge im Wesentlichen als beendet."

Prinzeß Hilda stand da und überlegte, während die hellen Thränen über ihre Wangen liefen.

„Und wir? ... Und die Anderen?" frug sie abermals leise.

„Das steht bei Gott!" versetzte Bessing gerührt, „je eher es vorüber geht, desto schneller endet das Blutvergießen und geordnete Zustände kehren zurück! — Hoffen wir das Beste!"

Das junge, erregte Mädchen sah eine Weile zu Boden und weinte still, dann bewegte sie die Hände, blickte auf und schluchzte:

„Mein Vater! ... mein armer, guter Vater!"

Sie ahnte es, daß dieser Sieg ihn schwere Opfer kosten würde, wenn sie auch wohl weit davon entfernt war zu glauben, daß er ihm seine Krone nehmen sollte; sie dachte nur an ihn, nicht an sich. Welche Hoffnungen hatte er nicht genährt und wie war er nun betrogen um Vergangenheit und um die Zukunft!

Bessing schwieg, aber er nahm ihre Hände in die seinen und hielt sie fest; — was konnte er ihr auch sagen! — Sie lehnte sich leise mit der Stirn

gegen seine Brust, er fühlte ihren Körper leise zucken.

„Noch einmal ... die Zukunft liegt in Gottes Hand!“ versuchte er sie zu trösten, „sieh' nicht zu schwarz, Hilda ... verliere nicht den Muth!“

„Mein guter Vater! ... Er war in bösen Händen ... nun muß er dafür büßen,“ schluchzte sie, „sein Herz ist so gut und so freundlich!“

„Von jenen bösen Rathgebern hat er sich befreit, wie ich höre ... diese harte Lehre wird ihn klüger machen ... und glücklicher, hoffen wir das.“

„Er liebt den Kaiser so und seine Brüder wie seine eigenen ... wie wird er es tragen?! ... Du kennst ihn nicht wie ich ... es wird ihn tödten!“

„Nicht doch! ... rege Dich nicht auf, Hilda, ich bitte Dich! — Dein Schmerz ist nur zu gerecht, aber Du siehst zu schwarz. — Wer Krieg beginnt, bereitet sich vor auf die Wechselfälle desselben, der muß diese mit in den Kauf nehmen.“

„Aber sie träumten von nichts als von Siegen!“

„Freilich thaten sie das ... eine Krankheit war es, die sie blind machte, von der sie nun genesen werden.“

Er zog die Geliebte abermals an sein Herz und

küßte ihr braunes Haar und ihre Stirn mit zärtlicher Trauer. Wie reizend, wie edelherzig sie war, wie selbstlos in ihrem Schmerz!

„Und Deine Mutter?“ frug er dann.

Sie blickte sorgenvoll zu ihm auf.

„Ja ... die Mutter!“ sprach sie lebhaft, „meine gute, schwer geprüfte Mutter ... Denke Dich doch in ihre Lage, Hugo: verlassen von ihrem Manne, von aller Welt ... keine Gefangene gerade, aber doch nur dem Vogel gleich, den man an einen Faden band, der sie blutig reibt, ihren Stolz! ... Der Gnade des Feindes preisgegeben; ... was muß sie empfinden, die Fürstin des Landes ... die Gemahlin eines Fürsten, dessen Armee dort draußen gegen euch im Felde steht, wenn sie die Glocken läuten hört zu euren Siegen, wenn sie den Kanonendonner vernimmt und ihre eigenen Unterthanen abtrünnig werden sieht? ... Ist das nicht furchtbar ... furchtbar!“

„Gewiß, Hilda — das ist hart ... das ist eine der schwersten Heimsuchungen,“ versetzte Bessing mit Wärme, „sie dauert mich!“

„Sie hat sich eingeschlossen ... sie will Niemanden sehen,“ fuhr die Prinzessin in Erregung fort, „ihr stolzes Herz leidet namenlos, aber Nie-

mand soll es merken ... Die Zukunft auch ... das, was nun werden wird, beunruhigt sie.“ Sie blickte Bessing an, schien einen Augenblick zu schwanken und fuhr dann plötzlich fort, indem sie seine Hände fester faßte, sie an ihr Herz zog und ihm tief dabei in die Augen sah:

„Hugo — ich weiß ... meine Mutter liebt Dich nicht, Du bist eben ein Feind, ein Preuße ... aber sie achtet Dich, denn sie weiß, wie milde und gerecht Du verfährst, wie schonend gegen Alle, selbst gegen eure erbittertsten Gegner ... Sie hat Respekt vor Dir, ich hörte das wiederholt aus ihrem eigenen Munde; Du seiest ein Mann, sagte sie, sie vertheidigte Dich gegen die Gräfin. — Niemals würde ihr Stolz es dulden, daß sie das erste Wort spräche... aber ich glaube, wenn Du ihr jetzt begegnetest, ihr zufällig entgegenträtest, oder überhaupt wenn Du zu ihr gingst — jetzt, wo sie von aller Welt verlassen ist — mehr eine unglückliche Frau als eine Fürstin ... sie würde ... sie würde Dich sicherlich nicht zurückweisen.“

Bessing erröthete lebhaft, nicht über den Gedanken, vor der Herzogin zu stehen, aber über das, was er wenig Tröstliches ihr sagen müßte.

„Es wird Dir schwer ... Du zauderst?“ fuhr

Hilda fort und wollte bedauernd schon die Wimper senken, aber er unterbrach sie schnell:

„Ich thäte es gern und gleich, wenn ich nur wüßte, ich käme gelegen und könnte nützlich sein; ganz gewiß, Hilda, von Herzen gern thäte ich Alles für Deine Mutter, wie für Dich!"

„O, wie danke ich Dir für dieses Wort! . . . Und Du wirst Dich nicht abschrecken lassen durch ihre düstere Stirn, vielleicht auch durch ihre herben Mienen?"

„Durch nichts, wenn ich Dir etwas Liebes damit erweisen kann."

„Das danke Dir der Himmel!" rief das warmherzige Mädchen und lohnte es ihm gleich selbst, indem sie ihn mit ihren Armen umfing und ihn zärtlich an ihr treues, aber schwer bekümmertes Herz drückte. „Ich gehe jetzt . . . bleib' Du hier," fuhr sie, ihn freigebend, fort, „ich gehe zur Mutter und schaue und komme dann gleich wieder zurück, um Dich zu benachrichtigen, wie es ist."

„Ich werde hier auf Dich warten, Hilda," versetzte er, sie zärtlich ansehend, und so blickte er ihr auch nach, als ihre schlanke Gestalt schnell zwischen den Baumgruppen dahin eilte und hinter ihnen verschwand.

Nach wenigen Minuten schon kehrte Prinzessin Hilda zurück; sie machte von Weitem dem Geliebten ein Zeichen, damit er näher käme.

„Geh' die große Allee hinunter, biege links in den Gang ein, welcher zu der Ceres führt, und Du wirst meiner Mutter dort begegnen," sagte sie hastig ... „Sprich sie an ... unverzagt, und sei recht gut zu ihr. Bedenke, es ist meine Mutter, Hugo ... O ... sie ist so unglücklich!"

„Ich will es thun ... auch ohne das wollte ich es," versetzte er und begab sich auf den Weg, während sie stehen blieb, die Hand auf dem Herzen.

„Und komme hernach auch wieder zurück und triff mich hier!" rief sie ihm nach.

Er wandte sich um und nickte, lächelnd über ihren zärtlichen Eifer, trotz seines Ernstes und seiner Beklommenheit.

Prinzessin Hilda war vorhin zu ihrer Mutter geeilt und hatte ihr gesagt, Bessing wäre im Park und würde sie gern sprechen, wenn sie es erlaubte. Sie hatte nicht gesagt, wie dieser dorthin kam, und die Herzogin hatte nicht darnach gefragt. Mit einem langen, nachdenklichen Blicke auf ihr Kind hatte sie sich erhoben und war an's Fenster getreten. Sie starrte eine Weile durch die Scheiben in das Grün,

dann wandte sie sich langsam herum, nickte leise mit dem Kopf und sprach:

„Herr von Bessing mag kommen ... ich will ihn empfangen.“

„Im Park draußen, Mama?“ frug Jene mit einem Aufleuchten der Freude.

„Im Park ... wohlan!“

„Dort drüben neben der Ceres!“ rief Prinzessin Hilda und eilte davon, mit einem Gefühl von Glück und Befriedigung im Herzen, über dessen Ursprung sie sich in diesem Augenblicke selbst nicht klar war. Sie war so glücklich, daß ihre Mutter eingewilligt hatte, daß Bessing sie sprechen, sie trösten würde. — Welch' einen tiefen Einblick dieselbe in ihr gegenseitiges Verhältniß that, wie hoch sie jenen Mann achten mußte, um es zu kennen und in einem gewissen Grade zu ignoriren oder zu billigen, das fiel ihr erst ein, als der Geliebte nachher neben ihrer Mutter stand, den Hut ehrerbietig in der Hand, und sich verneigte.

Das Unglaubliche geschah: die stolze, tief gebeugte Frau, sie reichte dem Feinde die Hand. — Sie sah ihn an mit einem langen, seltsamen Blicke, sie wurde weich. — Dieser Mann da — wie hatte man ihn angefeindet, unter ihren Augen, wie ihn

herabgesetzt und verleumdet, und wie bewährte er sich! ... O, hätte ihr Gemahl nur einen Einzigen besessen wie diesen hier! ... einen Mann, einen Charakter ... einen Getreuen!

Ihr weibliches Gefühl besiegte in dieser Stunde namenloser Angst den Stolz der Fürstin, ihr Herz ging auf; Bessing sah, wie es blutete, tief ergriffen beugte er sich über jene schmale Hand und berührte sie mit seinen Lippen.

„Sagen Sie es mir,“ begann die Herzogin mit zuckendem Munde, „Sie ... unser Feind, da Alle mich verlassen haben ... ist es wahr, was ich vernahm ... jene Plakate, Herr von Bessing, enthalten sie keine Lüge? ...“

„Eure Hoheit bitte ich unterthänig, sich zu beruhigen,“ versetzte dieser voll tiefer Theilnahme und richtete sein kluges Auge sprechend auf das Gesicht der hohen Frau, „es hat allerdings eine entscheidende Schlacht stattgefunden in der Umgegend von Königgrätz und die österreichischen Waffen sind unterlegen.“

„Also Niederlage, Flucht? ... zweihundert verlorene Geschütze ... ein désastre?“ rief die Herzogin und rang die Hände.

„Wollen Eure Hoheit es mit Fassung tragen.

... So schmerzlich es für Dieselbe auch ist, ich darf nicht lügen ... eine amtliche Depesche bestätigt dieß ... es ist ein Faktum."

„Also nichts wie Prahlereien! ... Also Alles Lug und Trug!? ... Wir Unglücklichen, wir sind verloren!" rief die gebeugte Frau ganz außer sich. „Da Alle mich verließen ... weiden Sie sich, mein Herr, an dem Anblicke einer gestürzten, allzu vertrauenden Fürstin!"

„Hoheit! — ich fühle tiefes, inniges Mitleid mit dem Unglück und der Größe, mit der man es trägt," versetzte Bessing ernst, „befehlen Sie über mich, ich stelle mich Ihnen zur Verfügung — und vor Allem ... bitte ... sehen Eure Hoheit jetzt nicht schwärzer in die Zukunft als nöthig ist."

„Sie haben Recht! ... Verzeihen Sie ... Sie sind ein edler Mann!" versetzte die hohe Frau, nach diesem Moment der Schwäche sich schnell wieder fassend. Sie reichte ihm nochmals die Hand und sah ihm mit einem seltsamen, ergreifenden Blicke in die Augen. „Als Alle mich verließen, selbst Die, die bis vor wenigen Stunden noch mein Herz in trügerischen Hoffnungen wiegten, da kamen Sie, um mich zu trösten!"

„Ich folge nur dem tiefen, inneren Drange. — Wollte Gott, ich könnte Eure Hoheit gefaßt

sehen! ... Was die Zukunft bringt, steht bei ihm! — Das Kriegsglück ist außerdem veränderlich, wie das Sprüchwort sagt."

„Glauben Sie? ... Ist das Ihr Ernst?" rief sie lebhaft und schaute halb zweifelnd, halb mit einem Schimmer von Hoffnung auf.

„Noch stehen die Armeen im Felde und die Italiener wurden bei Custozza geschlagen!"

Die Herzogin überlegte einen Augenblick, ihre Züge zuckten nervös, dann richtete sie sich auf und fuhr, einer plötzlichen Eingebung folgend, fort:

„Kommen Sie, Herr von Bessing ... zeigen Sie mir, wo liegt Königgrätz und wo befinden sich die Bundestruppen?"

Ohne Weiteres eilte sie ihm voran in das Schloß, durchschritt den langen Korridor und öffnete die Thür zu dem Arbeitskabinet ihres Gemahls. — Auf einem Nebentisch lag ganz wie ehemals die Karte mit den kleinen Fähnchen, die in der Eile hier zurückgeblieben war.

Die Herzogin und Bessing standen über dieselbe gebeugt und sprachen leise, aber eifrig mit einander. — Hätte der Herzog das mit angesehen, er würde sehr erstaunt oder auch sehr unwillig geworden sein darüber, wie man mit seinen Fähnchen umging, wie

man seine Träume vernichtete. Wie doch einige kurze Wochen die Welt umgestalten!

Die schmalen Finger der Herzogin hatten in wenigen Sekunden die ganze österreichische Armee von den Grenzen des Reichs bis hinter die Elbe zurückgesteckt, während Bessing die blauen Preußen ihr folgen ließ und danach die Mainarmee etwas nach Süden vorschob, in die Gegend von Meiningen.

Was sie nicht ahnen konnten: gerade während sie so beschäftigt waren, krachten die Kanonen bei Dermbach, wo die Division Göben die Bayern angriff, der Krieg hatte auch dort begonnen.

Prinzessin Hilda fing draußen die Zeit an ein wenig lang zu werden, denn in ihrem Eifer beachtete ihre Frau Mutter nicht den Gang des Zeigers; war es ihr doch eine Erleichterung, sich einmal aussprechen zu können mit einem Mann — die Wahrheit zu hören, wenn sie auch noch so schrecklich war; dieses Gewebe von Lügen, in welches man sie eingewickelt hatte, es raubte ihr die Luft — sie knirschte.

Herr von Wallwitz und die Damen vom Hofstaat sahen nicht ohne Erstaunen hernach die Beiden neben einander wieder aus dem Schloß heraustreten und sich in die Gänge des Parks vertiefen.

„Ich würde trotzdem Eurer Hoheit unterthänigst den Rath zu geben wagen, von hier aus den Gang der Ereignisse abzuwarten, ehe Höchstdieselben sich in eine unbestimmte Situation begeben. Das Peinliche der augenblicklichen Lage tritt hier nicht so unmittelbar an Sie heran."

Sie warf ihm einen langen, seltsamen Blick zu.

„Sie haben hier die gewohnten Räume inne, Freunde in Menge auch, und diese grüne Oase läßt das Geräusch von draußen höchstens gedämpft an Ihr Ohr dringen."

„Aber ich bin hier eine Gefangene, Herr von Bessing!"

„Um Verzeihung, Hoheit, das sind Sie keineswegs ... der Weg ist breit und offen ... Ihren Befehlen wird auf das Pünktlichste gehorcht werden."

Sie schwieg und überlegte.

„So werde ich denn bleiben vorläufig! ... Sollten Sie nähere Nachrichten erhalten — ich bitte Sie, senden Sie mir dieselben unverzüglich, damit ich die Wahrheit erfahre ... die Wahrheit!"

Noch einmal reichte sie Bessing die Hand zum Kuß.

So endete dieses Gespräch.

Mit klopfendem Herzen stand Hilda von Weitem

und wartete. Sie sah, wie Bessing noch einmal sich über die Hand ihrer Mutter bog und dann herüber kam, zu ihr. Sie gingen noch eine Weile auf und ab dort hinten, dann eilte Bessing nach Haus, denn die Tage waren für ihn voll Arbeit und Mühen, die Stunden kostbar.

Als Gräfin Felicitas gegen Abend ganz in schwarze Trauergewänder gehüllt in's Schloß kam, gab es ein Aussprechen zwischen den beiden langjährigen Freundinnen, in welchem sehr, sehr herbe Worte fielen und durch welches der Riß ein tiefer, unheilbarer wurde zwischen der Herzogin und der Landverderberin.

In höchster Aufregung und im größten Zorn verließ die böse Gräfin nach einer Stunde schon das Schloß.

Etliche, die das sahen, erzitterten, Viele aber jubilirten laut und im Stillen und schauten dem schlechten Weibe nach mit dem Wunsche, es möchte nimmer wiederkehren.

LIX.

Auch die letzten Hoffnungen der Getreuen schwanden, Schlag auf Schlag trafen die Nachrichten ein von gelieferten Gefechten und von dem Vordringen der Mainarmee nach Süden. Dieses Mal waren die eigenen Truppen engagirt, es floß das Blut der Söhne des eigenen Landes, zum Glück aber nur in Tropfen, nicht in Strömen. In Folge der Mangelhaftigkeit der Heeresleitung und trotz der größten Bravour wurden die Hessen, die Württemberger und Bayern vereinzelt angegriffen und geschlagen. Am fünfzehnten Juli wurde Frankfurt besetzt, am siebenundzwanzigsten standen die Preußen vor Würzburg und in Nürnberg, die Mittelstaaten beeilten sich, Gesandte nach Nikolsburg zu senden, wo soeben um den Frieden verhandelt wurde. — Sie kamen großentheils zu spät, sie konnten die Folgen der Fehler und des Leichtsinns nicht mehr aufhalten — ganz

Norddeutschland bis zum Main wurde geeint unter Preußens Führung, die Fürsten, welche in unglaublicher Verblendung Preußens großmüthige Anerbietungen, selbst nach der entscheidenden Schlacht bei Königgrätz noch, zurückgewiesen hatten, gingen ihrer Kronen verlustig, — zu diesen gehörte auch der Herzog Franz.

Zwischen jener verhängnißvollen Bundesabstimmung am vierzehnten Juni und dem tragischen Schluß lagen knappe sieben Wochen.

Der erste große Schritt zur Einigung Deutschlands war hiemit gethan, Oesterreich aus dem Bund hinausgedrängt, der verderbliche Dualismus beseitigt. Die Art, wie der Krieg von 1866 geführt und beendet wurde, hatte zur Genüge bewiesen, daß die hohenzollernsche Dynastie fähig und würdig war, über Deutschland zu herrschen, die Schonung, mit welcher sie gegen die Besiegten verfuhr, indem sie jede überflüssige Schädigung oder Demüthigung vermied, war weise, patriotisch und zeugte von einem prophetischen Blick; die gänzliche Einigung wurde damit angebahnt, zu der vier Jahre später der Anstoß von Frankreich ausgehen sollte.

Auf diesem hochwichtigen, uns Allen bekannten Hintergrunde spielen sich alle die kleinen Szenen

und Erregungen ab, die den winzigen Einzelmenschen bewegen, alle die komischen oder dramatischen Ereignisse, aus welchen sich das Dasein zusammensetzt, die die Weltgeschichte und das Leben bilden in ihrer Gesammtmasse.

Wenige Monate später schon finden wir in X. große Veränderungen: das Land ist preußisch geworden über Nacht, aber es gleicht vorläufig noch in Gutem und Bösem den Schilderhäusern, welche man schwarz-weiß überstrichen hatte, das alte Roth und Blau kam immer wieder darunter zum Vorschein. Die kleine Armee war ebenfalls preußisch geworden, nur wenige Offiziere, die alten und untüchtigen zumeist, hatten ihren Abschied genommen. Der Herzog hatte eine ansehnliche Dotation von dem Sieger erhalten und lebte mit seiner Familie, in Immendingen, im Auslande, in strengster Zurückgezogenheit. — Um ehrlich zu sein, nur Wenige weinten ihm nach, nur Diejenigen zumeist, welche von seiner Gnade geschwelgt hatten, seine Gutmüthigkeit mißbrauchten und die knapperen preußischen Verhältnisse, die Gleichstellung mit anderen weniger schlauen Leuten und vor Allem die strenge Pflichterfüllung und die Arbeit fürchteten.

Es kam zu einigen stillen Ovationen an Ge-

burts- und Neujahrstagen; es wurden Stickereien, Sträuße und Gedichte nach Schloß Immendingen gesandt, auch Deputationen fuhren dorthin, in der Hoffnung zum Theil, ihr Reisegeld dabei mit Zinsen zurückzuerhalten, aber im Allgemeinen vollzog sich die Verschmelzung mit dem mächtigen Nachbar, eben weil sie naturgemäß war, in überraschender Schnelligkeit und ohne Sang und Klang. Zu viele gemeinsame Bande hatten schon früher die Länder miteinander verknüpft, und die Anhänglichkeit an das noch kein Jahrhundert alte Herrscherhaus hatte doch gar zu bedenkliche Stöße erlitten in den Jahren der persönlichen Mißwirthschaft und des Parasitenthums.

Zerstreut waren jene Schmarotzer und falschen Rathgeber in alle Winde. Die Stunde der Noth hatte sie alle in ihrer ganzen Erbärmlichkeit und Unwissenheit gesehen. Sie hatten nicht einmal die gemeine Klugheit besessen in ihrem Uebermuthe, mit dem Raube hauszuhalten in den fetten Tagen, sie lebten jetzt von dem Gnadensolde, welchen ihnen allzu großmüthig jener selbe Fürst schenkte, dem sie die Krone vom Haupte gerissen hatten. Wären sie nicht gewesen, Herzog Franz säße heute noch ebenso fest auf seinem Thron, wie viele andere Fürsten im deutschen Reich.

Der General, ein général en carton in des Worts verwegenster Bedeutung, vegetirte in Linz, ungekannt und ungenannt, er fröhnte dort im Stillen seiner noblen Passion, Meerschaumspitzen kunstvoll anzurauchen; Herr von Gößnitz bewarb sich umsonst in Wien um ein Hofamt, seine ehemaligen Gönner ließen den Allzugefügigen einfach fallen; Herr von Bardenstein aber, der famose Oberstallmeister, kaufte sich in Ungarn an und ist seitdem verschollen. Er wollte ein Gestüt für Jucker dort gründen, glaubend, der Herzog würde die Kosten tragen wie früher, aber die Gelder blieben aus und Bardenstein verduftete.

Wie Graf Salzka an Bessing schrieb: der edle Boden seines Vaterlandes hätte den eklen Bissen ausgespieen.

Nur Eine war geblieben von Allen — Gräfin Felicitas. Die Wandlung der Dinge fand die edle Dame auf ihrem Gute Wolfskehlen, von wo sie immer häufiger mit der Zeit in die Stadt hinein fuhr, dort alte Beziehungen unterhaltend und neue anknüpfend. Sie war im Grunde gar nicht stolz, sie klopfte häufig an; sie spielte abwechselnd die Fromme, die Aristokratin oder die Herablassende, sie gab prächtige Feste und machte Besuche und

wußte es richtig fertig zu bringen mit der Zeit, daß sie ganz warm und behaglich wieder im alten Neste saß. Die Welt vergißt ja so schnell, wenn es Jemand nur geschickt anzulegen versteht, und es gibt ja überall Schmarotzer, im Kleinen wie im Großen! — Sie betheiligte sich später stark bei den antideutschen Bestrebungen, indem sie ganz im Stillen hetzte und intriguirte, das Feuer namentlich auch kulturkämpflich schürte, bis die Nemesis sie zuletzt ebenfalls erreichte, bis sie auf ihre alten Tage noch eine unbezwingliche Neigung faßte für einen Unwürdigen, welcher sie auf das Schmählichste betrog und mit einem bedeutenden Theile ihres Vermögens und mit ihrem ganzen Diamantschmuck flüchtig wurde.

Sie reiste ihm nach Italien nach, — in Mailand rührte sie der Schlag vor etlichen Jahren.

Einige wenige von den Bewohnern der ehemaligen Residenz wanderten aus; unter diesen Jean Kühkopf mit seiner hübschen Tochter; Letztere hat sich etliche Zeit darauf in Wien mit einem Oberlieutenant von den Grenzern verlobt. Ihr Vater lebt als Rentier in der Vorstadt Wieden, wo er geboren wurde.

Prinz Alexander, welcher durch seines Bruders Schuld um Land und Thron kam, wie jener selbst,

lebt abwechselnd in Berlin und Schönau. Die Zeit wird ihm ganz gewaltig lang, denn er weiß sich nicht zu beschäftigen. Seine schöne Frau und er stehen noch immer auf demselben Fuße wie früher. Die Hofmarschallin von Bodenstein zog ebenfalls wieder nach der preußischen Residenz; sie lebt dort allein, ihre Tochter erhielt durch Bessing's Bemühen, nachdem sie wacker und mit Aufopferung in den Lazarethen gepflegt hatte, eine Stellung als Stiftsdame und ist im Lehrfache thätig. Dem Anscheine nach hat sie also dem Ehrgeize entsagt und beschreitet edlere Bahnen.

Auch die damalige Landwehrbesatzung rückte noch vor dem Friedensschlusse aus, ohne daß Sannow noch einen Versuch gemacht hätte, seine Braut zu sehen oder zu sprechen; nur vor dem Ausmarsche schrieb er noch einmal an seinen Schwiegervater und theilte ihm mit, er würde warten, bis sich die Verhältnisse geklärt hätten und man ihn gerechter beurtheilte.

Seine Schwiegermutter gehörte zu jenen Damen, welche noch Jahr und Tag nach dem „furchtbaren Ereignisse“ in tiefer Trauer einher gingen, kaum das Haus verließen und sich an Geschenken und Subskriptionen zu den Geburtstagen der fürstlichen

Personen betheiligten; sie galt für eine Unversöhnliche, gehörte zu Denen, welche auf einen baldigen Umschwung der Dinge hofften und sich niemals zu Bett legten, ohne für die Rückkehr des Herzogs Franz zu beten, trotzdem der Kammerrath in preußische Dienste übergetreten war und sich nicht verhehlen konnte, daß dort ein ganz anderer und gesunderer Wind wehte, als in der alten Mißwirthschaft mit ihren Zöpfen und persönlichen Anmaßungen.

Auch Bessing hatte X. zum andern Male verlassen, um als Gesandter nach B. zu gehen. Nach X. kam ein älterer Beamter als Oberpräsident.

In den wenigen Wochen, die es ihm noch vergönnt gewesen war, mit der Geliebten zusammen zu sein, war er fortwährend ihr guter Geist geblieben und der ihrer ganzen Familie. Immer enger hatten sich ihre Seelen aneinander geschlossen, und so war er denn Allen in den Tagen der Prüfung ein wahrer Trost gewesen. Selbst die unglückliche Prinzessin Agnes, welche in demselben Maße genas, wie der Platzmajor von seinen Wunden sich erholte, konnte ihm schließlich ihre Anerkennung nicht ganz versagen, und namentlich nicht, seit Bessing veranlaßt hatte, daß der Rekonvaleszent, trotz der Untersuchung, welche

über seinem Haupte schwebte, nach dem Süden reisen durfte, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit.

In Kairo ist er gestorben! ... Prinzeß Agnes war seitdem ein gebrochenes Wesen, denn sie konnte den Hauptmann nimmer vergessen. Sie führte eine Art von Pflanzenleben seitdem, zum größten Schmerze ihrer Familie.

An einem Freitag damals war es, da kam die Kunde von den Bedingungen, unter welchen der Friede zwischen den beiden Großmächten geschlossen wurde, nach X.; Oesterreich ließ in Nikolsburg seine Verbündeten im Stich, und Frankreich schaute zu, wie Preußen den Raub verzehrte.

Tiefe, unendliche Trauer hatte sich auf das Schloß gesenkt und ihre Bewohner, die Herzogin lag in Krämpfen, nur der Hofarzt durfte zu ihr und ihre jüngste Tochter.

Dann kam ein Abgesandter vom Herzog, der Lieutenant von Reichert, in Civilkleidern, er brachte Briefe und Instruktionen; das Einpacken begann, das Verbrennen von Papieren und Dokumenten. Helene von Roth sah den Geliebten damals wieder, unter traurigen Auspizien freilich.

An einem Abend zu Ende des Monat Juli fuhr Bessing's Wagen in der Dunkelheit vor's

Schloß. Die Herzogin war im Begriffe, abzureisen, ihrer angegriffenen Gesundheit wegen hatte der Arzt befohlen, daß alle aufregenden Szenen ihr erspart bleiben sollten; in aller Stille setzten sich die Damen in den Wagen, tief eingehüllt in Schleier und Tücher. Unter Thränen und dem Schluchzen der Zurückbleibenden fuhren sie, von Bessing begleitet, bis zur nächsten Station, wo der Extrazug für sie schon bereit stand. Von wenigen getreuen Personen nur umgeben, verließen sie das Land, um sich mit dem Herzoge in Augsburg zu treffen.

Am andern Morgen erst erfuhr man dieß durch die Zeitungen.

LX.

Auf seinem Landsitz Immendingen wohnend, fern vom Getreibe der Welt, zeigte es sich, nachdem Herzog Franz die erste Bitterkeit über den Verlust seiner vielgeliebten Souveränität überraschend schnell überwunden hatte, daß in diesem wunderlichen Herrn, welcher ein so herzlich schlechter Regent gewesen war, ein überaus liebenswürdiger und achtungswerther Privatmann steckte. Er fand sich wie gesagt unglaublich rasch in seine bescheidene, aber ruhige Lage, er begann sogar recht eigentlich sein Leben jetzt erst zu genießen: er stand früh auf, legte sich früh in's Bett, ging allen Aufregungen klüglich aus dem Wege, okulirte Rosen- und Obstbäume und legte sich eine stattliche Hühnerzucht und ein Bäuchlein an.

Wie alle die anderen Depossedirten hoffte er dabei natürlich auf einen Umschwung der Dinge und schaute nicht wenig über die Grenze, nach Westen

hinüber, aber die Ungeduld verzehrte ihn nicht wie die Uebrigen, und wenn er so bedachte, daß er ja doch keine männlichen Erben hatte und die Krone, falls er jenen Wechsel nicht mehr erlebte, auf des Bruders Haupt fiele, dann zuckte manchmal mitten im Okuliren ein eigenthümliches, schadenfrohes Lächeln über das alte, gefurchte Antlitz: dem Alex, dem Preußen, dem Weiberknecht und Ränkespinner wäre das schon ganz recht, wenn's noch ein bischen dauerte, dem seine Söhne würden ja doch nur preußische Generale werden.

Alle seine Sympathieen waren natürlich noch immer bei Oesterreich, trotz der bitteren Erfahrungen und trotzdem dieselben ihm seine Krone gekostet hatten, denn so ist nun einmal der Mensch, solche Gefühlsmenschen vor Allem, wie der Herzog einer war: schon wenige Wochen nach dem Friedensschluß war die Korrespondenz mit Wien wieder im Gange, ganz wie früher, alle Entschuldigungen und guten Worte, welche von dort kamen, nahm er für baare Münze.

Auch Dame Felicitas stellte sich alsbald wieder ein als Unterhändlerin in Immendingen, und der Herzog empfing sie mit seinem freundlichsten Lächeln, denn sie sprach halt das Wienerische gar zu ange-

nehm, aber die Herzogin hatte einen weniger versöhnlichen Charakter, als ihr stark alternder Gemahl. Die stolze, ehrgeizige Frau trug einen tiefen, tiefen Groll im Herzen. Sie hatte es nicht vergessen, mit welchen süßen Worten und Versprechungen man sie geködert und wie man sie dann in's Unglück gestürzt und dort verlassen hatte. Es war ein schneidender Riß in jene langjährige Freundschaft gekommen, — die Herzogin sah mit einem Male Alles durch die gelbe Brille. Sie schonte die Gräfin, weil sie eine kluge Frau war, weil diese um Vieles wußte, was sie gern geheim hielt, aber sie durchschaute die Landverderberin und hielt sie von sich fern. Sie wußte auch recht wohl, warum diese kam: sie wollte Fürsprache leisten für ihre Freunde, die Schmarotzer wieder an den Hof bringen. Sie hatte auch recht wohl erfahren, wie die Gräfin in X. lebte, wie sie mit den neuen Gewalten kokettirte, und deren schlaue Vorspiegelungen, als läge sie dort nur auf Kundschaft, bekehrten sie nicht. Sie Alle hatte sie in's Elend gestürzt und hatte sie dann in der Stunde der Gefahr im Stich gelassen, schöne Worte und keine Thaten! — Deßhalb blieb die Herzogin so kühl und ablehnend.

Trotzdem wurden jene Besuche eine Weile lang

in schneller Reihenfolge wiederholt, denn die Gräfin warb für den Welfenfond, sie schürte eifrig das Feuer. Auch von anderer Seite geschah das natürlich, aber Herzog Franz war, wie wir wissen, ein Ehrenmann durch und durch, er hatte sein verpfändetes Wort mit einer Krone eingelöst, ebenso fand er es unehrenhaft, gegen Preußen, gegen Deutschland zu konspiriren, nachdem er die Millionen, die jenes ihm bot, bereitwillig angenommen hatte. — Gerade so wie die ihren, scheiterten auch die Bemühungen des verschmitzten Hofrath Vogler, der sich schnell in die Stellung eines politischen Agenten und Mitarbeiters an etlichen deutschfeindlichen Zeitungen hineingefunden hatte und eine gewisse Rolle zu spielen begann, — man schickte ihn einfach fort.

Das Leben in Immendingen war und blieb ein durchaus patriarchalisches; der Hofstaat war klein, er bestand nur aus den bewährtesten Personen, Herrn von Wallwitz, Fräulein von Roth und einigen Anderen, man schränkte sich ein, und selbst die Beweise von wahrer oder interessirter Loyalität, welche aus X. anfangs massenhaft herüberkamen, schienen dem alten Herrn mehr peinlich als erwünscht zu sein, sie setzten ihn häufig in eine fast komische Verlegenheit. Herzog Franz würde mit seinem Loose

zufrieden gewesen sein, — so will uns dünken, — hätte er nicht den Kummer mit seinem ältesten Kinde gehabt, welches seit dem Tode Rottweil's rettungslos dahinsiechte. Dieser Schmerz nagte heftig an seinem guten Herzen. Er sah Prinzessin Agnes langsam eingehen, wie eine Blume ohne Sonnenschein, sah sie verschmachten, mit halb umnachtetem Geiste dem Grabe zueilen — alle Gegenmittel, alle Bitten und Vorstellungen blieben erfolglos. Dagegen entfaltete sich Hilda in den nächsten Jahren zu voller Blüte, zu einer herrlichen, herzgewinnenden Frauenerscheinung; sie war der Engel dieses fürstlichen Hauses und Aller, welche sich ihr nahten.

Geduldig hatte sie es hingegeben, was das Schicksal ihr nahm, hatte sie doch einen so reichen Schatz an Liebe dafür gewonnen. Ihr klarer Verstand, von Bessing beeinflußt, sah weit hinaus in die Zukunft, er erblickte jenseits des eigenen Schmerzes ein nun glückliches und mächtiges einiges Deutschland, die Verwirklichung des Traumes von Jahrhunderten, von vielen Generationen! — Nach langer Schmach erhob sich endlich Germania und schüttelte den Schlaf ab, — das ließ sie das eigene Opfer, vergessen nicht, aber kleiner, erträglich erscheinen. Sie lebte ihren Kindespflichten und ihrer Liebe. An

dem edlen, schönen Manne hing ihr Herz mit ganzer Innigkeit, mit Geduld und Hoffen und im Vertrauen auf Gott.

Sie hatte der Mutter Erlaubniß erlangt, mit Bessing zu korrespondiren; die stolze Frau, deren Achtung der Geliebte der Tochter in schwerer Zeit sich errungen hatte, wagte, im Hinschauen auf ihr ältestes, unglückliches Kind, diesem Begehren nichts entgegenzusetzen, obgleich sie natürlich eine Verbindung Hilda's mit einem gewöhnlichen Sterblichen — mit einem preußischen Beamten noch dazu — niemals zugegeben haben würde. Das wäre ein Sturz gewesen, noch tiefer, als der von ihrem Throne.

Sie hoffte, diese Neigung würde sich verbluten, wenn man sie gewähren ließe, würde im Sande verlaufen, Hilda's Stolz würde sie überwinden mit der Zeit. Das Ventil des Briefschreibens verhinderte einen allzu starken Druck oder gar eine Explosion. — Die unglückliche Mutter hatte gar trübe Erfahrungen gemacht.

Aber die Liebenden sahen sich wieder: einen Theil des Winters verlebte der Hof in M., in dem nahen B. war Bessing Gesandter. Bei den Festlichkeiten des M.'schen Hofes waren die Beiden sich wiederholentlich begegnet. Es war aufgefallen, wie

gnädig, ja wie herzlich beinahe Herzog Franz den ehemaligen Civilgouverneur seines einstigen Landes begrüßte, und wie dieß auch von Seiten der Herzogin der Fall war.

Daß Prinzessin Hilda und Bessing Mühe hatten, ihre Gefühle nicht zu verrathen, braucht hier wohl nicht erst erwähnt zu werden, ebenso, wie glücklich sie waren über dieses Wiedersehen.

Auch der Baron von Grimmenstein stellte sich hier häufig ein, behauptend, er langweile sich in X. unbeschreiblich, das Theater sei im Herabgehen begriffen, die Hofluft fehlte ihm, X. wäre heuer nur noch eine langweilige Provinzialstadt, in welcher die Preise sich vertheuerten und Glas und Gemäß täglich kleiner würden. Ebenso sah Graf Salzka, welcher Gesandter in M. war, hier seine alten Freunde wieder, und trotz der veränderten Geschicke mit derselben Herzlichkeit.

In der langen Sommerzeit hätten die Liebenden darben müssen, wäre Prinzessin Henriette nicht gewesen. Nach Immendingen wagte Bessing nicht zu kommen, wie dieß dem glücklicher situirten Lieutenant von Reichert gestattet wurde, trotzdem er in preußische Dienste übergetreten war, um — in Civilkleidern natürlich — seine Verlobte zu besuchen, mit der er sich — dieß sei hier vorweg erwähnt — im Früh-

jahr 1868 verheirathete und wozu der Herzog und die Herzogin das junge Paar großmüthig ausstatteten.

Sie zogen nach einer kleinen preußischen Garnison, der hübsche Page und der ehemalige Wallensteiner, sie verwirklichten dort ihren Liebestraum, und leben noch heute in einem solchen, in friedlicher Ehe, mit einer stattlichen Zahl von gesunden und lärmenden Sprößlingen.

Im Herbst desselben Jahres erlosch das Lebenslicht der ältesten Prinzessin, ein Hauch und sie war hinüber. Das war ein harter und unheilbarer Schmerz, für den Vater ganz besonders, dessen Liebling gerade Diejenige war, die ihm den meisten Kummer bereitet hatte.

In jenem Winter ging der Hof nicht nach M., sondern blieb ganz zurückgezogen in Immendingen. Es war das eine einsame, freudlose Zeit, die Briefe zwischen dort und B. gingen und kamen häufiger wie jemals.

Im Frühjahr darauf reiste der Herzog zum ersten Male wieder nach Wien; er kehrte zurück, förmlich verjüngt und schwarz=gelber wie je. Er brachte auch etliche kostbare Geschenke mit an seine Frau, deren fünfzigster Geburtstag nahe bevorstand, und an Hilda; er konnte gar nicht genug erzählen, wie freundlich, wie herzlich man ihn dort empfangen hätte.

Im Mai war jener Geburtstag, welcher in aller Stille in der Familie gefeiert wurde. Prinz Alexander hatte sich entschuldigen lassen, er war in Karlsbad, er litt an der Leber, Prinzessin Henriette aber kam mit ihren beiden Kindern, schöner und stattlicher aussehend wie je. Sie zuerst entdeckte es, wie verändert Hilda war und daß sie einen kleinen, nervösen Husten hatte, welcher der Anfang eines tieferen Leidens zu sein schien. Ihre Umgebung, welche die Prinzessin täglich sah, hatte ihr allerdings etwas leidendes Aussehen nur für die natürliche Folge ihrer Trauer um die geliebte Schwester gehalten.

Prinzessin Henriette blickte tiefer; sie ermaß nur zu wohl den Grund dieser Veränderung und es gelang ihr unschwer, ihre Nichte zu einem Aussprechen zu bewegen. Wenn sie Arm in Arm durch die stillen Parkwege gingen, kam Bessing's Name gar häufig von ihren Lippen, es wurden da Pläne geschmiedet für die Zukunft, Hindernisse erwogen und Mittel besprochen, sie zu übersteigen. So viel stand fest, mit allen Kräften würde Hilda darnach trachten, den Geliebten zu besitzen, denn sie konnte sich kein Leben, keine Seligkeit denken ohne ihn. Sie entsagte gern allen Kronen, um nur ihm, — nur ihm zu gehören.

Die Folge von Prinzessin Henriettens gelegentlichen Aeußerungen war eine ärztliche Konsultation; man verordnete Luftveränderung und den Aufenthalt an der See.

Der Hof war im Sommer im Gebirge, im August in Biarritz, doch hatte sich das Uebel Hilda's eher verschlechtert als gebessert und die Eltern fingen an, sich ernstliche Sorgen über den Gesundheitszustand ihres Kindes zu machen, und ganz besonders die Herzogin, welche mit einem Male sehr trübe in die Zukunft zu schauen begann, da sie die Alternative von fern an sich herantreten sah, entweder ihr Kind zu verlieren, — ihr einziges, letztes, — oder es dem Manne zur Gattin zu geben, der in niederen Sphären geboren, der noch dazu ein Preuße war, ein Diener jenes Fürsten, der sie vom Throne gestoßen hatte.

Daß nicht Dieser, sondern das rollende Rad der Weltordnung dieß gewesen war, daß sie es selbst verschuldeten, das lispelte wohl die geheime Stimme des Gewissens, aber nie hätte die stolze Frau es laut sich eingestehen mögen.

LXI.

Und abermals brauste der Sturm über den Erdball dahin, stärker noch als im Jahre 1866; — das ganze geeinigte Deutschland stand heute in Waffen, um die Uebergriffe Frankreichs zu strafen. Wie in einer großen Sturzsee wurden hier eine Menge kleiner Privatgefühle ertränkt, gar Mancher machte da die befremdende Entdeckung, daß der eigene Groll plötzlich verflogen war, als er las, in welcher Weise der Gesandte Napoleon's den greisen Preußenkönig zu brüskiren gewagt hatte, und jubelte über seine Abfertigung.

Aus allen Gauen Deutschlands zogen die Söhne des Landes in den blutigen Krieg, hinüber über den Rhein und über die Grenzen Frankreichs. Gerade so wie damals 1866 kamen dann in den Tagen des August die Nachrichten von den ersten großen Siegen an, bei Weißenburg, bei Wörth, bei Spichern und Metz.

Die erste furchtbare Spannung war damit genommen von den Gemüthern der Zurückbleibenden. Wieder läuteten die Glocken und strömten die Menschen in die Kirchen, riefen die Kanonen und sang man Te Deum, aber es kamen auch zu Schiff und zu Wagen jene langen Züge bleicher Gestalten zurück, die Opfer jener Siege; überall bildeten sich schnell Lazarethe und Verpflegungsstationen, in welchen neben den dazu von Amtswegen Berufenen zarte Frauenhände freiwillig Dienste leisteten.

Dann kam eine Mär — unglaublich schien sie fast — bei Sedan sei eine große Schlacht geschlagen worden, der Kaiser der Franzosen und seine ganze Armee mit ihm seien gefangen!

Das klang so wunderbar ... so etwas hatte die Weltgeschichte noch niemals erlebt ... hundertundfünfzigtausend Mann und der Kaiser ... der Kaiser!! — Das durchzuckte elektrisch ganz Deutschland, — durch die Welt!

Der alte Herzog Franz, etwas nachdenklich und gebeugt, saß in seinem Arbeitszimmer, ganz so wie damals in X. vor dem Feldzuge 1866, mitten zwischen Zeitungen und kriegsgeschichtlichen Büchern.

Eine Landkarte in Riesenformat hatte er sich besonders zu dem Zwecke anfertigen lassen, die

Kämpfe zu verfolgen, und einen Tisch dazu von eigener Konstruktion. Dort verbrachte er seine herrlichsten Stunden, jeden Morgen rückte er die Fähnchen, die neuen Zeitungen in der Hand, und mitten in der Nacht stand er manchmal auf, machte Licht und schlich in Schlafrock und Pantoffeln zu seinem Champ de bataille, um irgend eine kleine Ungenauigkeit zu berichtigen, oder sich davon zu überzeugen, ob auch Alles dort in Ordnung sei. — Die Regimenter, welche aus seinen eigenen früheren Truppen formirt worden waren, verfolgte er begreiflicherweise mit doppeltem Interesse; sie wurden markirt durch Fahnen von besonderer Größe — roth-blau natürlich — und hatten besondere Nummern, diejenigen, welche sie ehemals trugen, nicht die preußischen. Aber der alte Herr jubelte doch, wenn er las, wie sich „seine Regimenter" unter preußischer Führung so tapfer schlugen, ganz anders wie damals 1866, er vergaß dabei für Augenblicke ganz und gar, daß er ihnen ja heute nichts mehr zu befehlen hatte; das deutsche Herz regte sich eben auch in ihm. Er rief dann wohl seine Frau, Herrn von Wallwitz, den ganzen Hofstaat, führte ihn zu seiner Landkarte und nahm die Fahnenrückung vor wie einen öffentlichen, solennen Akt.

Sein bester Freund dabei, sein Adjutant, wie er sie nannte, war Prinzessin Hilda, die genauer auf jenem bunten Tisch und in den Depeschen Bescheid wußte wie ihr Vater, die jeden Morgen mit ihm „arbeitete“. Sie war es auch, welche einen alten Bekannten beim Stabe des Korps, zu welchem die ehemals X.'schen Truppen gehörten — gebeten hatte, alle Hauptereignisse ihr direkt zu depeschiren.

Mit einem Papier in der Hand, in ihrem Morgenkleide und ganz roth vor Aufregung, eilte in der Frühe des dritten Septembers der „Adjutant“ die breiten Stiegen hinunter, in ganz besonderer Hast, und klopfte an die Zimmerthüre seines Vaters.

In seinem warmen Schlafrocke, die weißseidene Mütze auf dem spitzen, mit spärlichem Haar bedeckten Schädel, stand der Herzog über das Champ de bataille gebeugt, die Zeitung in der Linken, und wirthschaftete mit seinen Fähnchen herum. Während er dieß that, sah er ab und zu zur Decke empor und murmelte allerhand abgerissene Worte vor sich hin. Dabei funkelten seine Augen beinahe unheimlich, ordentlich blutdürstig, und ein halb schadenfrohes, halb joviales Lächeln spaltete hin und wieder den fast zahnlosen Mund.

„Ah ça! die braven Bayern! . . . Ah ça! die

tapferen Sachsen und Württemberger! ... Hier der Kronprinz mit der Maasarmee, und hier die Unseren!"

Von den Preußen sagte er nichts. Er sah in die Zeitung und dann wieder auf die Karte, zog ein blaues Fähnchen heraus und zögerte eine Weile.

„Das muß hier herum gewesen sein, bei Monzon und Bazeilles," murmelte er und schüttelte den Kopf, „die Anderen hier an der Grenze ... Ah ça! ... die ganze Armee gefangen ... eine ganze Armee von hundertundfünfzigtausend Mann ... unerhört ... großartig! Brave Kerle die Bayern ... brave Sachsen ... tapfere Württemberger ... glorreiche Jungen!"

Die lückenhaften Berichte in den Zeitungen, die ersten Depeschen boten bei Weitem kein hinreichendes Material für seine Wißbegierde, er runzelte die Brauen und stieß einige Male kurz den Athem durch die Nase aus vor Ungeduld und sah nach der Uhr. — Man wußte bis jetzt eben nur, daß ein großer Sieg erfochten und die französische Armee in Sedan eingeschlossen sei.

Der Herzog zögerte, dann faßte er einen plötzlichen Entschluß und steckte die eine Fahne, eine hellblaue bayerische, mitten hinein nach Donchery, wo

in Wirklichkeit die Württemberger gefochten hatten, ließ aber den Finger unschlüssig darauf, wie ein Schachspieler, der einen zweifelhaften Zug thut.

„Ah ça! Das hier drüben sind die Hessen und die Nassauer, vielleicht die Polen auch, oder die Schwaben ... da an der Grenze," fuhr er fort, blickte aber ärgerlich auf gleich darauf, weil man klopfte. — Er rief ein unmuthiges Herein. Aber sein ganzes Gesicht begann augenblicklich zu leuchten, als er seinen Adjutanten erblickte, und noch dazu mit einem Papier in der Hand.

„Sieh' da ... sieh' da, mein liebes Kind! Das bist Du, und so früh schon? ... Nun, nun, was bringst Du uns Gutes?" rief er heiter und kam Prinzessin Hilda ein Stück entgegen, mit kleinen Schritten und indem er vorsichtig die langen Schöße des Schlafrocks um seine Kniee schlug.

„Guten Morgen, Papa! ... Ich störe doch nicht," versetzte Prinzessin Hilda und bot ihre Wange zum Kuß. „Eine große, sehr große Nachricht bringe ich hier; — nun wird wohl der ganze Krieg mit einem Male zu Ende sein!"

„Gib her, Kind ... gib schnell! ... Ist das F. ..., der schreibt?" drängte der Herzog und streckte die zitternde Hand aus.

„Er selbst und vom Schlachtfelde noch dazu. Der Brief kommt über Belgien, sonst wäre er wohl noch nicht hier ... Ich will ihn Dir vorlesen, Papa, die Schrift ist ziemlich undeutlich.“

„Ja ... lies, mein Kind ... aber schnell, hörst Du ... schnell!“

Sie begann augenblicklich:

„Wir hielten seit halb sieben Uhr Morgens, — das ganze große Hauptquartier — auf der Höhe südlich von Frénois und übersahen von dort aus den Verlauf der großen Schlacht. Bis um fünf Uhr Nachmittags waren die Franzosen in heißem Ringen von der belgischen Grenze abgedrängt und in Sedan eingeschlossen. Um dem Kampfe ein Ende zu machen, wurde die Festung selbst beschossen, es brannte bald hier und dort.

„Dann stieg die weiße Flagge auf und das Feuer verstummte.

„Seine Majestät der König sandte zwei Offiziere hinein nach Sedan, den Oberstlieutenant von Bronsart und den Hauptmann von Winterfeld vom Generalstabe, um in seinem Namen den französischen Oberbefehlshaber zur Uebergabe aufzufordern. — Nach einer Weile kehrten dieselben zurück, aber nicht allein, — mit ihnen erschien der General Reille und

überreichte dem Könige ein Schreiben. Der König las es, blickte auf, mit großen, glänzenden Augen und gab es seinem Sohne, dem Kronprinzen. Es war ein Brief des Kaisers Napoleon."

Hilda sah ihren Vater an mit einem seltsamen, tiefbewegten Blicke. — Der alte Herr begann zu zittern.

„Monsieur mon frère," fuhr sie fort . . .

„Was . . . wie! . . . der Kaiser!?"

„Monsieur mon frère, n'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de votre Majesté. — Je suis de votre Majesté le bon frère Napoleon, Sédan le 1 Septembre 1870."

Mit leiser, deutlicher Stimme sprach Hilda ein jedes dieser Worte aus, ohne aufzublicken. Der Eindruck derselben war ein unbeschreiblicher; als sie aufblickte jetzt, sah sie ihren Vater vor sich stehen, mit schräg vornüber gebogenem Oberkörper, den Mund weit offen, die Augen unheimlich hervorquellend, — wie versteinert.

„Die Gefühle, welche sich in diesem Augenblicke unserer Aller bemächtigten, waren überwältigend," las Hilda weiter: „Schreck, Unglaube erst, und dann die Freude, der Dank gegen Gott, den Lenker der

Schlachten und Geschicke, kamen nacheinander zum Durchbruch. — Der stolze, weltbestimmende Kaiser — dort unten in jener kleinen, brennenden Festung war er gefangen mit seiner ganzen Armee. Er, der so übermüthig einen frivolen, blutigen Krieg begonnen hatte, er bat jetzt demüthig um Frieden. — Welch' eine Schickung! ...

„Da nach jenem Briefe der Kaiser sich nur für seine Person zum Gefangenen ergab, so antwortete König Wilhelm dem entsprechend: ‚Indem ich die Umstände, unter denen wir uns begegnen, bedaure, nehme ich den Degen Eurer Majestät an und bitte Sie, einen Offizier zu bevollmächtigen, um über die Kapitulation der Armee zu verhandeln, welche sich so brav unter Ihren Augen geschlagen hat. Meinerseits habe ich den General von Moltke hiezu bestimmt.'

„General Reille begab sich mit dieser Antwort nach Sedan zurück.

„Ich nehme die Gelegenheit wahr, Eurer Hoheit diese in aller Eile geschriebenen Zeilen, die Sie sicherlich interessiren werden, durch Gelegenheit über Bouillon zukommen zu lassen, wo sie schneller in Ihre Hände gelangen."

„Ah ça! ... ah ça!" stöhnte der Herzog und begann mit großen, schlotternden Schritten im Zim-

mer auf und ab zu gehen ... „Sacra! ... wer hätte das gedacht! ... Diese Malefizpreußen ... diese ... ah ça!“ Er schüttelte mit dem Kopfe und bewegte in Einem fort die Lippen. Er schien es gar nicht fassen zu können: „Der Kaiser ... der Kaiser Napoleon, welcher aller Welt gebot ... vom Throne gestoßen, wie ein ... wie er! ... Viel schlimmer noch, ein Gefangener!!“

Er begann sich die Hände zu reiben und noch lebhafter zu murmeln und Gesichter zu schneiden, ein breites Lächeln zuckte plötzlich auf, um dann schnell, wie verschämt oder als wäre es etwas Unrechtes, wieder zu verschwinden.

Plötzlich blieb er stehen und blickte Hilda an.

„Weiß das Deine Mutter schon ... die Herzogin?“ frug er leise.

„Die Mutter schläft noch ... ich mochte sie nicht wecken ...“

„Hm, hm! ... Was Die wohl sagen wird! ... Unglaublich! ... Der Kaiser gefangen ... ah ça! ... der Kaiser Napoleon ... in den Händen der Preußen! ... Ah ... ah! ... was sie wohl mit ihm machen werden? ... Sacra! ... wird ihnen ein gutes Stück Geld kosten, den zu dotiren! ...“

„Glaubst Du, Vater?“ ... frug Hilda.

„Und die Kaiserin ... und der Prinz, der Lulu? ... Gib mir den Brief, Kind ... laß sehen!“

Er nahm ihn, starrte hinein, lächelte abermals, beinahe diabolisch, der alte, gutmüthige Mann, dann machte er eine Schwenkung, eine Geste und eilte davon, zur Herzogin, ohne zu bedenken, in welchem Kostüm er sich befand.

Mit einem langen, gedankenvollen Blicke sah Prinzessin Hilda ihm nach.

„Großer Gott — wer hätte das gedacht? ... Der Kaiser! ... Wie dauert er mich, obgleich man wohl sagen kann, daß er sein Schicksal verdient hat! ... Eine gefallene Größe ... wie so viele Andere! Ein Trost für Alle, welche ihm vorangingen.“

So murmelte das freundliche Geschöpf und schaute dann wie im Gebet versunken zum Himmel auf.

An der herzoglichen Tafel war es heute seltsam still, es wurde kein Champagner getrunken und nicht angestoßen, aber gleich hernach befahl der Herzog seinen Sekretär und veranlaßte, daß zehntausend Thaler für seine verwundeten ehemaligen Landeskinder abgesandt würden, zu Verbandmitteln und stärkenden Sachen.

LXII.

Mit den langen, traurigen Zügen, welche die Verwundeten in die Heimat transportirten, über Koblenz, Köln und Westphalen, gelangte auch Sannow mit einem Schuß durch die Schulter nach Deutschland zurück. Bei Metz, in der Schlacht bei Noisseville, an demselben Tage, an welchem die Schlacht bei Sedan geschlagen wurde, hatte er als Kompagnieführer bei der Landwehrdivision Kummer, den Seinen muthig vorangehend, jene schwere Verwundung davongetragen.

Nach vier langen Jahren kam Sannow so zum ersten Male wieder nach X., in die Stadt, wo er geboren wurde und wo die Braut lebte, die sich von ihm gewandt hatte.

Das große herzogliche Schloß, welches leer stand seit dem Jahre 1866, eignete sich ganz besonders zu einem Aufenthalte für Kranke und Genesende,

der hohen, gesunden Räume und des weiten Parks wegen.

Seit dem Beginne des Krieges diente es als Lazareth.

Auf der Station unten herrschte reges Leben heute: der große Transport mit Blessirten war soeben angekommen. Leute von der Feuerwehr, Soldaten und Turner mit Tragen und Körben, eine Anzahl Droschken auch, und viele Mitleidige und Neugierige mit allerhand Erfrischungen waren dort bereit, die Verwundeten in Empfang zu nehmen und zu transportiren.

Ein Oberarzt mit seinen Gehülfen leitete das Ausladen. Von Wagen zu Wagen ging er: ein Blick auf den Zettel, welchen jeder Kranke an sich trug, ein leise gemurmeltes Wort, und die bleichen Gestalten wurden herabgehoben, oder sie krochen und hinkten, gestützt auf hülfreiche Arme, herab und wurden erquickt und in Sicherheit gebracht.

Als wieder solch' eine Trage vorüberkam, auf welcher eine todesbleiche Gestalt ruhte, von einem Offizierspaletot bedeckt, sah ein kleiner, sehr patent gekleideter Herr ihr mit weit aufgerissenen Augen nach und murmelte betroffen einige unverständliche Worte.

Den ersten besten Bekannten redete er nachher

an und machte ihm Mittheilung von dem, was er entdeckt hatte.

„Schwören möchte ich drauf,“ rief Onkel Pabstmann, „daß der Sannow dabei war, der Professor, dem Rektor sein Heidelberger Neffe, trotzdem er sehr miserabel aussah und das ganze Gesicht voll Haare hatte ... Na, Den könnten sie auch gleich hinauftragen nach dem Kirchhof! ... Das ist die Strafe dafür! ... das kommt davon,“ setzte er wie ärgerlich hinzu, „das ist auch so Einer!“

„So schweigen Sie doch still, Sie alter Narr,“ versetzte der Angeredete gereizt und ließ den Schwätzer stehen, aber von dem Augenblicke an verbreitete sich das Gerücht, Professor Sannow, des Rektors Neffe, läge schwer verwundet oben im Schlosse. Es lief von Mund zu Mund und gelangte so auch nach dem alten steinernen Hause, das dem Dom gegenüber lag. Ehe der Vater es noch verhindern konnte, erreichte es das Ohr Ernestinens.

Bleich, mit zitternden Knieen fuhr das Mädchen von ihrem Stuhle auf, als die Muhme Zabern ihr die große Neuigkeit in's Ohr wisperte, die Nähterei entfiel ihren Händen. Sie sank beinahe in Ohnmacht, so daß die erschrockene Muhme sie stützen mußte, dann machte ein Thränenstrom ihr Luft.

Auch mit Ernestine war in den Jahren, seit wir sie nicht gesehen haben, eine Wandlung vorgegangen. Auf das Tiefste verletzt, getreu ihrer Pflicht und durch die engherzige Mutter beeinflußt, hatte sie damals den Mann, den sie liebte — den Verräther — von sich gestoßen. Das harte Wort ward nicht zurückgenommen, — sie konnte nicht lügen, aber es brannte in ihrer Seele, sie litt namenlos unter ihrem Heroismus, denn trotz alledem und unbegreiflich, sie liebte Sannow nach wie vor, sie liebte ihn, so sehr sie auch der Mutter Recht geben mußte und ihr selbst dessen Handlungsweise im höchsten Maße verwerflich vorkam.

Aber in den Jahren, seit die Luft hier eine freiere und gesundere geworden war, seit der Wind von außen her freien Zutritt hatte, hatte sie einen Wechsel erlebt in sich selbst: hätte sie gekonnt oder gedurft, sie würde sich gern mit Sannow einmal ausgesprochen haben, denn tausend Skrupel zehrten seit einiger Zeit an ihrem Herzen. Tag und Nacht dachte sie an ihn, traten die bösen Zweifel und Vorwürfe an sie heran, und der bittere Kummer.

War es nicht richtig zum Beispiel? alle ihre Bekannten, die achtbarsten vor allen, und selbst ihr eigener Vater, waren beinahe einstimmig voll des

Lobes über die neue Verwaltung. Alles ging jetzt gerecht und geordnet her, Jeder hatte gleiches Recht, — ganz anders wie ehemals, wo tausend Willkürlichkeiten mit unterliefen und von oben her ein schlechtes Beispiel gegeben wurde. Welche Leute waren es denn, die jetzt am meisten räsonnirten und die größte Anhänglichkeit an das vertriebene Herrscherhaus zur Schau trugen? ... Einige wenige Gerechte freilich, aber zumeist doch nur solche Personen, welche auf persönlichen Vortheil rechneten, Leute, die man kannte, aber die man mied, welche Petitionen schrieben und Gesuche, die dem Herzoge auf der Tasche lagen.

Und jene Männer alle, welche sie früher so hoch geachtet hatte in ihrer Voreingenommenheit ... wie schlecht hatten sich diese bewährt in der Stunde der Gefahr! — Wo waren sie jetzt und was sprach man ihnen nach? ... Für eine Sünde hatte sie es gehalten einstmals, auch nur ein Wort des Tadels zu sprechen oder zu hören, für gottlos, und nun konnte sie doch mit dem besten Willen nicht anders ... ihre Seele, ihr Urtheil mußte sie verdammen.

Selbst der Herzog und die Herzogin — und Prinzeß Agnes vor Allem, — was sprach man nicht über Die — und nun gar die Gräfin! —

Sollten Frauen vielleicht doch nicht im Stande sein, das Alles so genau zu übersehen, sollte sie und die Mutter nicht in Vorurtheilen befangen gewesen sein? — Und wenn das so war, was hatte sie dann für ein großes Unrecht begangen an Fritz — und an sich selbst!?

War er nicht ein so kluger und rechtschaffener Mann sonst in allen Dingen — war er das nicht sein ganzes Leben lang gewesen?

So frug sich Ernestine Tag und Nacht mit Thränen und Vorwürfen.

Die Mutter, die war stockpartikularistisch nach wie vor, den Vater aber wagte sie nicht zu fragen, an Sannow zu schreiben, wie ihr Herz sie drängte, gestattete ihr die Pflicht nicht, die Pietät gegen ihre Eltern und ein Gefühl weiblicher Scheu; — was hätte er gedacht?!

Ach, welche Zeiten waren das gewesen! ... Als sie damals preußisch werden mußten, als der Herzog die Beamten ihres Eides entließ, der Vater dem Könige Treue schwur ... welche Thränen und welche wortlosen, vorwurfsvollen Blicke seitens der Mutter ... Aber wovon sollten sie leben? ... So geschah es!

Dann wurde der Vater befördert, sein Gehalt

wurde erhöht; der Vater sprach es aus, wie er sich verhältnißmäßig glücklich fühle in der geordneten Verwaltung. Das war ein wenig Balsam, aber als er dann zum ersten Male in der preußischen Uniform zur Kirche ging, zu Königs Geburtstag, da verhüllte die Mutter ihr Angesicht und weinte bitterlich. — Sie ging noch heute in Trauer, und den alten herzoglichen Schwalbenschwanz, trotz Motten und Kampher, verehrte sie wie eine Reliquie. Zwischen dem Vater und der Mutter stand sie nun allein da, aber mit der Zeit neigte sie sich immer mehr der Denkungsart des Ersteren zu.

Dann kam der Krieg; sie erfuhr es von Anderen, Fritz Sannow stand vor Metz. Da hob sie ihre Hände zu Gott in heißem Flehen für den Mann, den sie liebte noch gerade so wie einst. — Wie hatte es sie durchzuckt, als sie es damals las, mit welcher Frechheit Benedetti in Ems den greisen König ansprach! ... In heftigen Zorn war sie gerathen, und wie zog es wie ein Jubel durch ihre Brust, als die Nachrichten kamen von den Siegen der deutschen Waffen ... wie eilte sie noch heute der Zeitungsfrau entgegen, bis auf die halbe Treppe hinunter vor Ungeduld! — Wäre Sannow noch ihr Bräutigam gewesen, sie hätte sich nicht mehr um ihn sorgen

können, als sie es that ... Ach! wäre das Andere nicht gewesen, jetzt wäre sie wohl längst schon sein Weib, und stieße ihm etwas zu, sie dürfte ihn warten.

Viele junge Mädchen pflegten ja im Schloß, gern hätte sie es auch gethan, aber die Mutter hatte es verboten, — sie zupfte Charpie und strickte und nähte heimlich für die Soldaten und trug ihre Ersparnisse hin zu dem Frauenverein. Etwas mußte sie thun, denn eine fortwährende Angst peinigte sie wie eine Vorahnung.

Nun war es geschehen — nun lag er dort oben im Schloß, vielleicht zum Tode verwundet, und wenn er starb, dann schied er unversöhnt. — Diese Vorstellung war ihr unerträglich.

Sie verbrachte eine furchtbare Nacht. Zuletzt aber siegten die Liebe und der Schmerz über die Furcht, sie warf sich der Mutter zu Füßen und goß ihr ganzes wundes Herz vor ihr aus.

Oben in den weiten hohen Räumen lagen die bleichen Gestalten in langen Reihen. Alle waren sie gebettet und frisch verbunden, die Neuangekommenen. — Fast lautlos schwebten zwischen den Verwundeten weibliche Gestalten in dunklen Kleidern mit weißen Schürzen hin und her, mit kühlenden

Getränken oder Arznei, junge Mädchen zumeist, aus allen Ständen, die hier freiwillige Dienste leisteten.

Eine schlanke Blondine unter diesen, ein ernstes, schmales Gesicht, von einer einfachen weißen Haube beschattet, welche dasselbe wohl älter macht, ohne es aber zu entstellen — Valerie von Bodenstein — steht in der Nische eines der hohen Fenster und unterhält sich leise mit dem Arzt. — Sie hat die Aufsicht über die vorderen Säle, sie hat Erfahrung und Energie. Sie hat erkennen gelernt, daß der Wirkungskreis der Frau nicht dort vorn ist in der nächsten Nähe des Kampfgewühls, sondern in den Lazarethen.

Darum blieb sie daheim dieses Mal.

Ihre Erscheinung ist noch distinguirter wie früher, die Züge, obwohl schmaler und strenger in den Linien, sind wohlthuender im Ausdruck, weicher, weiblicher. Sie hat ebenfalls den Tribut gezahlt für ihre Verirrung, hat gebüßt mit ihrem Herzen, sie hat eine große Wandlung durchgemacht — zum Bessern.

Der Arzt entfernt sich, tritt an das Lager eines Kranken und kehrt zu ihr zurück.

„Ich meine wohl, man könnte ihm diesen Wunsch erfüllen,“ flüsterte er mit einem bedeutsamen Blick.

Valerie neigt fast unmerklich das Haupt und entfernt sich dann, sie verläßt den Saal.

*

Eine Stunde später erhielt Ernestine einen Brief. Die Handschrift war ihr unbekannt, als sie das Couvert erbrach, waren ihre Augen von Thränen geblendet.

„Ein Schwerverwundeter, ein Sterbender vielleicht, mein Fräulein, welcher im Schloßlazareth in Pflege ist, der Premierlieutenant Sannow, wünscht dringend Sie zu sprechen. — Es wäre gütig von Ihnen, wollten Sie diese Bitte erfüllen.

Valerie von Bodenstein."

Ernestine stieß einen Schrei aus und eilte zur Mutter; mit zitternden Händen reichte sie ihr den Brief, murmelte sie: „Er stirbt!" und fiel derselben zu Füßen.

Die Räthin las, — ein schneller, unsicherer, dann ein schmerzerfüllter Blick auf ihr unglückliches Kind ... ein kurzer, heftiger Kampf noch in ihrem Busen gegen die alten, tief gewurzelten Vorurtheile ... gegen ihren Glauben, und auch ihre Wimper wurde feucht. Mit einem: „Du großer Gott!" bog sie sich zu demselben hinab und zog die Fassungslose an die mütterliche Brust. — Sie hielten sich fest

umschlungen — wortlos, und ihre Thränen flossen ineinander.

Der Weg zu dem Schloß hinüber war nicht weit; aber allein sollte Ernestine nicht gehen, die Räthin war sogleich entschlossen, sie begleitete sie.

„Das sind Alles die traurigen, aber naturgemäßen Strafen für die Treulosigkeit der Menschen," dachte sie unterwegs, aber das Mitleid mit Sannow, den sie früher geliebt und geachtet hatte, drängte diese Reflexion bald in den Hintergrund ... Der Aermste, — nun lag er dort zum Tode verwundet!

Ihr ganzes Herz zog sich zusammen ... wie würden sie ihn finden?!

Sie passirten das Gitter und traten in das Portal. — Seit Jahren war sie hier nicht mehr gewesen; wie verändert war das Alles! Anstatt der Blattgewächse, der purpurnen Läufer, der Hatschiergarde und all' jenes Glanzes ein einfacher Posten, ein ernster, bärtiger Landwehrmann, Soldaten mit weißen Schürzen und seltsames Geräth, Tragen und Rollwagen.

Mit gesenkten Köpfen und klopfender Brust stiegen die beiden Frauen die breiten Treppen hinauf, mit dem seltsam verschnörkelten eisernen Ge-

länder; einige Male mußte die Räthin ihre Tochter stützen, denn dieser wankten die Kniee, sie fürchtete, sie würde in Ohnmacht fallen.

„Muth, Muth!“ redete sie ihr zu und sah zur Decke hinauf. — Ihr Blick fiel auf eines der großen Plafondgemälde in prächtigem Rahmen, und trotz ihres Schmerzes, ihrer augenblicklichen Lage fiel es ihr ein, wie sie gerade dieses Bild, Jupiter im Olymp, bewundert hatte, als sie zum ersten Male in's Schloß kam vor langen Jahren, — damals, als sie noch ein junges Mädchen war. Ein Vierteljahrhundert lag dazwischen, aber wie lebhaft stand das Alles mit einem Male vor ihr.

„Zu wem wünschen die Damen? . . .“

Ein junges Mädchen stand vor ihnen, in einem dunklen Kleide, mit einfach gescheiteltem Haar und sah die tief Verschleierten an aus den hellen, hübschen Augen.

„Zu Fräulein von Bodenstein,“ versetzte die Räthin stockend . . . der verhaßte Name wollte kaum über ihre Lippen.

„Darf ich bitten?!“

Das Fräulein machte eine auffordernde Geberde und ging mit schnellen, unhörbaren Schritten voran, den langen Korridor hinunter; die Beiden folgten ihr.

„Habe Muth, mein Kind,“ redete die Räthin Ernestinen noch einmal zu und stützte sie vorsorglich fester. Unwillkürlich ging auch sie auf den Zehen.

Welch' ein eigenthümlicher Anblick ... wie ergreifend! ... Ernste, lautlose Geschäftigkeit überall. Leute kamen, mit langen Brettern und Näpfen ... sie brachten das Essen, junge Mädchen und Frauen, alle in der einfachen, dunklen Tracht, mit weißen Schürzen und Häubchen zumeist, begegneten ihnen auf Tritt und Schritt ... Thüren öffneten sich rechts und links, sie überblickten flüchtig die langen Reihen der Betten dort drinnen, auf welche das helle Tageslicht, gedämpft durch die Vorhänge, fiel, hie und da bemerkten sie ein bleiches, verbundenes Gesicht, das sich mühsam erhob, oder eine regungslose Gestalt mit gelblichen Zügen. Aerzte begegneten ihnen, mit ernsten Mienen, und Krankenwärter.

Das Fräulein öffnete eine Thür und ließ sie eintreten.

„Wollen Sie einen Augenblick hier verziehen,“ sprach sie und ließ sie allein.

Das Gemach, in welchem sie sich befanden, lag nach dem Park hinaus, Prinzessin Agnes hatte es früher bewohnt. Nur wenige, einfache Möbel befanden sich in demselben, aber allerhand Geräth und

Bücher, ein großes Tintenfaß und Haufen von Wäsche. Die peinlichste Ordnung herrschte überall.

Die Räthin hatte kaum Zeit, dieß zu bemerken, da schritt eine blonde, ernste Dame herein und trat auf sie zu.

Dieses durchgeistigte, aristokratische Gesicht machte doch einen gar seltsamen Eindruck auf die sonst so charakterfeste Frau; sie bekam beinahe einen Schrecken, ein überlegener Geist trat ihr entgegen aus diesen ruhigen, sprechenden Augen; sie verbeugte sich unwillkürlich tiefer, als sie beabsichtigte.

„Es ist gütig, daß Sie kommen," sprach Valerie mit freundlichem Ernst, erwiederte den Gruß der Räthin und drückte Ernestinen die Hand, indem ihr Auge voll Mitleid das schöne Mädchen betrachtete, welches seine Fassung kaum zu bewahren vermochte.

„Wollen Sie Platz nehmen! . . . Ich bitte, regen Sie sich nicht auf," fuhr sie fort, „Sie müssen stark sein um des Patienten willen, Fräulein Werder."

„Wir kommen Ihrer Aufforderung nach . . . meine Tochter ist sehr ergriffen über die schmerzliche Kunde . . . Sie müssen Nachsicht haben, gnädiges Fräulein . . . ihre Nerven sind erregt," versetzte die Räthin statt dieser . . . „Der Herr Professor Sannow . . . ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist . . ."

Valerie nickte mit dem Kopfe; sie drückte Ernestine sanft auf einen Stuhl nieder und schaute sie theilnehmend an. Sie kannte deren frühere Beziehungen zu Sannow, und wenn sie ihr Benehmen auch verurtheilte, so war sie ihr doch eine Leidensschwester; — sie hatte gelitten wie sie selbst, und Sannow und Bessing waren Freunde. Sie ließ sich auf einen Sitz nieder.

„Gestern kamen die Verwundeten von Metz," fuhr sie fort, „der Ausfall Bazaine's wurde abgeschlagen. Das waren große Erfolge in den letzten Tagen ... der Krieg neigt hoffentlich nun zum Ende, denn mit dem Kaiser fällt das Kaiserreich."

„Das gebe Gott!" seufzte die Räthin mit den gemischtesten Empfindungen. „Diese furchtbaren Gemetzel in den letzten Jahren ... diese Menschenleben ... welche große Verantwortung!"

„Und wie geht es ihm?" schluchzte Ernestine auf, welche vor Unruhe und Schmerz beinahe verging. Sie schlug den Schleier zurück und zeigte Valerie ihr ganz in Thränen gebadetes, blasses und von Schmerz entstelltes Gesicht.

„Noch einmal, beruhigen Sie sich," versetzte diese und umschlang nach einem Augenblick des Zauderns schwesterlich deren Nacken. „Der Herr Professor hat

einen Gewehrschuß durch die rechte obere Brust erhalten; seine Verwundung ist schwer, aber wir haben hier viel schlimmere; sie ist nicht absolut tödtlich... schließt die Hoffnung nicht aus auf eine völlige Genesung. Der Blutverlust und das Wundfieber haben den Patienten sehr geschwächt, darum ist es dringend geboten, ihn nicht unnöthig aufzuregen, und darum sollen Sie selbst ruhig und gefaßt sein."

Ernestinens Hände und Lippen bewegten sich leise, ihre großen, tiefen Augen schauten voll Bitte und Dankbarkeit zu der Sprecherin auf.

„Ich werde stark sein ... gewiß! ... O, lassen Sie mich ihn sehen!" schluchzte sie und ergriff krampfhaft Valeriens Hände.

„Kommen Sie!" sprach diese und erhob sich und führte nach einem Blick auf die Mutter Ernestine hinaus.

Neben einem der großen Fenster lag Sannow; eine freundliche Seele hatte eine spanische Wand vor sein Bett gestellt, so daß er gewissermaßen in dem weiten, menschenerfüllten Saal ein Kämmerchen für sich besaß. Dorthin, durch die Reihen der Verwundeten, führte Valerie das zitternde Mädchen, deren Auge, ängstlich suchend, die einzelnen Lager überschaute. Die Blicke der pflegenden Damen folgten

ihr nach, voller Theilnahme, Ernestine sah Bekannte unter ihnen, aber sie sah sie nur wie im Traume, so benommen waren ihre Sinne.

Vorsichtig zog Valerie die spanische Wand ein wenig zur Seite und blickte dahinter, dann schob sie Jene hinein und trat zurück.

Auf der einfachen eisernen Bettstatt lag ein bleicher, bärtiger Mann, mit großen, brennenden Augen, dessen Hände über der fieberhaft athmenden Brust gefaltet waren. Ein einzelner heller Lichtstreifen fiel schräg über seine Gestalt.

Ein leiser Aufschrei und Ernestine sank in die Kniee, die Hände des Kranken lösten sich, die Rechte streckte sich aus und legte sich auf das Haupt der Geliebten, ein seliges Lächeln umspielte Sannow's Lippen.

Dann sah sie auf durch den Schleier der Thränen, ihre Augen trafen sich, sie sah das bleiche, ach! so theure Gesicht, sein forschender Blick drang auf den Grund ihrer Seele. — Was hatte sie ihm gethan ... was hatten sie entbehrt in den langen Jahren und wie mußte sie ihn wiederfinden!

Sie erhob sich ... sie murmelte seinen Namen, sie küßte seine Stirn und seine heißen Hände, und mit bebenden Lippen frug sie ihn:

„Kannst Du verzeihen!?“

Er sah sie an mit seinen großen, brennenden Augen, in Einem fort und hielt ihre Hände fest, als fürchtete er, sie könnte sie ihm entziehen, ein glückliches Lächeln umspielte seinen Mund und wie ein Hauch kam ihr Name von seinen Lippen.

„Regen Sie ihn nicht auf ... setzen Sie sich still zu ihm,“ warnte eine leise Stimme von außen her.

Ernestine erschrak, sie erhob sich und nahm auf dem Stuhl neben dem Bette Platz. Und während sie so seine heißen Hände hielt und während sie ihn anschaute, legte sich die Trauer immer schwerer auf ihr Gemüth, wurden die Vorwürfe, welche sie sich machte, immer erdrückender. So fand sie ihn wieder, den Mann, der ihr mit treuer Liebe angehangen hatte seit langen Jahren — trotz alledem. Mochte er gegen seinen Fürsten gesündigt haben, gegen sie hatte er niemals gefehlt, auch nicht mit einem Gedanken ... Sie aber hatte ihn von sich gestoßen, hatte ihn einen Verräther genannt, sie hatte ihm die Treue gebrochen, hatte ihn vielleicht durch ihre Handlungsweise hinausgestoßen in den blutigen Krieg — wenn er starb, es war ihre Schuld! ...

Und auch das Andere noch! ... hatte er nicht

in Wirklichkeit, und wie er es damals schrieb wiederholentlich, seine Vaterstadt geschützt in der feindlichen Uniform? — Das, was er damals gethan hatte, dem Preußenkönige seinen Arm geliehen, thaten das nicht seitdem Hunderttausende, das ganze Deutschland?

Hatte sie also nicht verurtheilt, ohne zu verstehen, nur den Vorurtheilen folgend, von welchen sie selbst immer mehr zurückkam? — Lebten sie und die Mutter nicht wie in einem Schneckenhause inmitten dieses neuen Erwachens eines ganzen, großen Volkes!? . . .

Eine Ahnung kam über sie, mächtig, bewältigend, daß die Weltgeschichte mit größeren Schritten schreitet und höhere Zwecke verfolgt, als ein so einfach erzogenes, in begrenzten Verhältnissen aufgewachsenes Frauenzimmer begreifen kann, bei diesem Anblicke hier wuchs Ernestine plötzlich aus dem engen Gehäuse vollends heraus — sie wurde hellsehend durch das große Unglück, durch den tiefen Schmerz! . . . Eine Ueberzeugung kam über sie, deutlich und bezwingend: sie hatte ein großes, großes Unrecht gethan — sie mußte nun ihr Alles daran setzen, um es wieder gut zu machen. Sie zog Sannow's Hände an ihren Mund und begann mit zitternden Lippen zu beten, dem Leiter aller Geschicke dort oben

ihr Herz auszuschütten, seine Gnade anzuflehen in tiefster Inbrunst. Den vielen Unglücklichen und besonders diesem hier beizustehen, versprach sie ihm, von Stunde an ihre schwachen Kräfte der Pflege zu widmen, die Wunden lindern zu suchen, welche der furchtbare Krieg geschlagen.

Wie eine Tröstung floß es auf sie herab, ihre aufgeregten Sinne beruhigten sich; sie band sich den Hut ab, sie begann sich umzuschauen. Ein Glas mit kühlender Limonade stand neben seinem Bette, sie ergriff es, kostete und führte es an seine Lippen. Sie schob ihre Hand unter seinen Kopf und stützte den schweren Mann, er blickte sie dankbar an und nickte ihr zu mit den Augen. — Sie sah es, ihre Nähe that ihm wohl.

Der Mutter wurde die Zeit sehr lang in dem kleinen Direktionsstübchen, sie hielt diese Einsamkeit zuletzt nicht mehr aus, denn auch sie beunruhigte sich sehr um den ehemaligen Schwiegersohn und machte sich innerlich schwere Vorwürfe.

Freilich — sie hatte ja nur gethan, was sie für recht hielt; sie war in jenem Glauben erzogen worden, aber auch auf sie wirkte die neue Zeit ein und machte sie schwankend. Außerdem, sie liebte Sannow im Grunde ihres Herzens und hatte sich nur gegen

ihn verbittert, weil er zu den Preußen überging. — Sie erhob sich und ging hinaus, sie erkundigte sich bei einer von den Damen und wurde in den Saal geführt, wo Sannow lag. Sie sah die armen Verwundeten, die so geduldig ihre Leiden ertrugen, ebenso die stille Geschäftigkeit, mit welcher Damen aus allen Ständen diese warteten. Sie hätte kein Weib sein müssen, um nicht ergriffen zu werden von diesem Anblick. — Man wies sie zurecht, sie schaute hinter den Schirm und sah den schwerverwundeten Mann und ihre Tochter neben ihm, ohne Hut und Mantille, gerade wie sie abermals den Trank an seine Lippen führte. — Da drehte sich das Herz ihr im Leibe um, über sie kam unendliche Wehmuth, das bestimmte Gefühl auch, daß das Amt der Frau ist, nicht Krieg zu schüren, sondern Frieden zu bringen und Trost.

Seit jenem Tage saß Ernestine am Lager ihres Verlobten und pflegte ihn mit treuester Hingebung; sie ließ sich aufnehmen unter die Zahl der freiwilligen Wärterinnen und war unermüdlich in der Erfüllung ihrer schweren Pflichten. Sie fand darin einen tiefen, tiefen Trost, sie beschwichtigte damit die eigene Unruhe und hatte das bestimmte Gefühl, daß des Himmels Segen auf ihrem Werke ruhte.

Die Muhme kannte Ernestine und die Räthin gar nicht wieder, denn den ganzen Tag lief Letztere seitdem mit einem Korbe oder einer Liste umher, sammelte und trug die besten Gerichte und das schönste Obst aus ihrem Garten eigenhändig in das Lazareth.

Nach langen, schweren Wochen genas der Professor allmälig, Ernestine pflegte ihn richtig wieder gesund und genas selbst dabei von schweren Vorurtheilen und erstarkte in der Liebe und am Charakter, und als er gesund war und wieder fort mußte nach Straßburg zur Besatzung, da begann sie zu nähen, wenn sie freie Zeit hatte, die Aussteuer zu richten mit der Mutter, und sah getrost in die Zukunft und harrte auf das Ende des Kriegs.

Im März wurde Sannow entlassen, im April war ihre Hochzeit, da war er wieder der stattliche, blühende Mann, wie früher, und kein schöneres, innigeres Paar konnte man sehen als die Beiden. Die Schloßkirche war zum Erdrücken voll, als sie getraut wurden.

*

Unter den Verwundeten, welche nach X. kamen während des Winters, befand sich auch ein Oberst de Vallabrègue, ein Verwandter des früheren Gesandten. Dieser schöne, hochgebildete Mann nahm

ein immer tieferes Interesse an seiner schönen Pflegerin, an Valerie von Bodenstein, er war aber zu feinfühlend, um dasselbe anders als in der zartesten Form zu äußern. — Wie Valerie diese Verehrung aufnahm, erfuhr man erst eine ganze Weile später, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, dieselbe hätte sich in der Schweiz mit jenem Obersten verlobt.

In Wirklichkeit erhielten bald darauf die Bekannten der jungen Dame die Anzeige von ihrer Vermählung; der Graf lebt mit seiner jungen, schönen Gattin seitdem auf seinen Gütern in der Guienne und die Ehe soll eine überaus passende und glückliche sein.

So war auch dieses unruhige Herz in den Hafen eingelaufen, in dem es sicheren Ankergrund fand, — auch ihr Ehrgeiz hatte Befriedigung erhalten.

Die Hofmarschallin von Bodenstein in Berlin trägt seitdem den Kopf um ein ganzes Theil höher. In einem Briefe, den sie neulich an Bessing schrieb, um diesem irgend einen gleichgültigen jungen Menschen zu empfehlen, betonte sie es ganz besonders, wie glücklich ihre Tochter sei und welch' ein herrliches Château sie bewohne, und dieser Nachsatz war wohl das Hauptmotiv des ganzen Schreibens.

Bessing lächelte — aber nicht bitter ... Warum hatte er sich dieses Juwel entgehen lassen? ... Er verstand die kleine Moral recht wohl. Er antwortete aber sehr artig und herzlich, in der That, er wünschte seiner ersten Liebe alles nur mögliche Glück, ohne indeß irgend ein Bedauern zu empfinden in dem Gefühl, daß sie nun einem Andern gehörte.

LXIII.

Das Nordlicht, welches damals aufflammte im Jahre 1866 — ein elektrisches Gewitter, in dessen blutigen Strahlen sich die übermäßige, seit Langem aufgehäufte Spannung in Deutschland entlud, war zugleich das Morgenroth gewesen für eine neue große Zeit.

Der kühnste Traum, der heißeste Wunsch aller germanischen Stämme war in Erfüllung gegangen, Deutschland war einig! . . .

Es gab wieder einen deutschen Kaiser, das gemeinsame große Vaterland stand mächtiger, angesehener und gefürchteter da wie je; — nicht zu erröthen brauchten seine Söhne fürder über sich selbst und über deutsche Ohnmacht.

Deutschlands Wort wog am schwersten im Areopag der Völker, sein Schwert war das schärfste, nichts geschah in Europa fürder ohne den Rath und

den Willen des Kaisers — nirgends hatte sich das Gleichniß von dem Bündel Pfeile voller bewahrheitet wie hier: den einzelnen zerknickt man leicht, sie alle zusammengebunden vermag auch der stärkste Arm nicht zu zerbrechen.

Die Hoffnungen der Feinde Deutschlands waren somit zu nichte geworden, auch die keckſten und grimmigsten erkannten das, und so mancher depossedirte Fürst sah zu spät ein, daß er unklug gehandelt, daß er seine Zeit nicht verstanden hatte; denn hätte er einige kleine Prärogative damals dem Gesammtwohle geopfert, so säße er heute fester und bequemer auf seinem Throne wie je.

Am 10. Mai 1871 wurde in Frankfurt der Frieden unterzeichnet; das geeinigte Deutschland ging aus demselben mit einer Einwohnerzahl von zweiundvierzig Millionen und fünfhundertundvierzigtausend Quadratkilometern hervor.

*

Kurz nach dem Friedensschluß erhielt Bessing, der Gesandte, einen Brief von der Prinzessin Henriette, die sich damals zum Besuch bei einer Schwester aufhielt, die in Süddeutschland lebte, mit der Bitte, sie dort zu treffen. Sie habe ihm eine wichtige Mittheilung zu machen, stand in demselben.

In Folge dessen reiste er augenblicklich ab.

Nach einer kurzen, aber inhaltsvollen Unterredung zwischen Beiden fuhr Prinzessin Henriette mit dem nächsten Zuge nach Immendingen; Bessing folgte und nahm ganz in der Nähe seinen Aufenthalt.

Der Zustand der Prinzessin Hilda hatte sich gegen das Frühjahr hin auffallend verschlechtert. — Das liebende Mädchen litt schwer und schwerer unter dem Fernsein des geliebten Mannes, ihr Gemüth verzehrte sich in Sehnsucht. Zuletzt hatte dieser Zustand ... dieses Aufreiben ihre Gesundheit ernstlich zu beeinträchtigen angefangen ... die Aerzte schüttelten die Köpfe und zeigten bedenkliche Mienen.

Hilda war das letzte, das einzige Kind ihrer Eltern; die besorgte Mutter konnte endlich nicht umhin, mit ihrem Gemahl zu sprechen, diesem Entdeckungen zu machen, welche der alte Herr mit manchem Ausrufe des Erstaunens, vorherrschend aber mit einem sehr bemerklichen Unwillen entgegennahm.

Das Erste, was er that, er begab sich direkt in die Gemächer der Prinzessin. Er wäre gern mit einem Donnerwetter dazwischen gefahren, hätte befohlen, daß diese Narretei ein Ende nähme. Als er aber seine Tochter dort so bleich und resignirt sah, als sie ihre großen, von tiefen Schatten um=

gebenen Augen auf ihn richtete, da erfaßte das Vaterherz eine tiefe Rührung, da traten Thränen in die seinen, er vermochte nichts zu thun, als sein Kind zu umarmen, bitterlich zu weinen und zu versuchen, es zu trösten.

Es war ein seltsames Aussprechen hernach zwischen Vater und Tochter: sie sagte ihm freimüthig Alles, was sie empfunden, wie sie Bessing liebgewonnen und wie sie gekämpft und getragen hatte.

Mit einem fast naiven Erstaunen hörte der Herzog ihr zu: — seine Tochter liebte den Bessing, den ehemaligen Gesandten, und er wußte nichts davon? Das Alles hatte geschehen können, ohne daß er eine Ahnung davon hatte?! ... Er sagte nicht sogleich etwas, nur eine Menge „Ei ei!“ und „Ah ça!“ stieß er hervor, dann küßte er sein Kind, nannte es seine gute Tochter und versprach darüber nachzudenken.

„Woll'n aber 'mal erst mit dem Doktor sprechen,“ murmelte er dann gleich hinterher und entfernte sich sehr aufgeregt und nachdenklich.

Hilda schrieb über diese Unterredung an ihre Freundin, die Prinzeß Henriette, und diese kluge und freundliche Frau erachtete es nun an der Zeit zu handeln und schrieb an Bessing.

Ein reitender Bote brachte diesem am andern Tage ein Billet, die wenigen Worte enthaltend:

„Kommen Sie augenblicklich!“

Wie dem Verliebten das Herz zu klopfen begann und wie er sich wappnete mit Muth und Klugheit zu dem schweren Schritt, den er zu thun ging! Er kam nach Schloß Immendingen, er fand die Geliebte blaß und schwach, er erschrak und begann zu zittern, der starke Mann. — Die Eltern sahen es, sahen die Thränen in seinen Augen und Hilda's freudiges Aufleuchten, da überwand die Liebe und die Furcht, ihr einziges Kind zu verlieren, zuletzt alle Vorurtheile, sie willigten in eine Verbindung.

Ganz in aller Stille wurde die Verlobung gefeiert und im September führte Bessing die Geliebte heim. An seiner Seite erblühte das Fürstenkind im Sonnenglanz der Liebe zu neuer Pracht.

Diese Nachricht machte natürlicherweise Sensation, vor Allem auch in X. und unter den Getreuen dort und anderswo. Man wollte es nicht glauben zuerst, man schüttelte ungläubig die Köpfe zu einer solchen Mesalliance; sie hatten ja den Bessing hier gesehen; wie hatten die vom Hofe ihn behandelt und ganz besonders die Herzogin und Gräfin Felicitas!

Und der Herzog und vor Allem die stolze Herzogin — wie hätten die jemals in eine solche Verbindung eingewilligt!?

Aber nun stand es in den Zeitungen, schwarz auf weiß . . . das Unerhörte war dennoch geschehen!

Die Basen kamen gelaufen und Onkel Pabstmann und Konsorten und schlugen die Hände über dem Kopf zusammen und schrieen Zeter . . . Nun das geschähe, nun ginge ja wohl die Welt unter, riefen sie . . . Aber freilich, die Agnes, die hatte ja auch immer nach unten gesehen mit ihren Liebschaften, mit dem Rottweil, das war doch gar zu arg gewesen, und nun gar noch um den zu sterben, um den Intriganten! . . . Ein Skandal! . . .

Was würden der arme, vielgeprüfte Herzog dazu sagen und was die edle Herzogin!? . . . Mit welchen Mitteln mußte von Denen das Jawort erpreßt worden sein!

Dabei kamen die Ereignisse jener Neujahrsnacht wieder auf's Tapet. Muhme Zabern rief: sie ließe sich darauf todtschlagen, es wäre doch die graue Prinzessin gewesen, die da oben gespukt hätte, das Andere wäre Alles reine Erfindung . . . Ausreden.

Das geschah oben im Weingarten der Muhme, auf dem Gütchen und dicht an der Landstraße, nur

durch die Hecke von derselben getrennt, in der Laube bei einem Schälchen Kaffee.

Darüber erhob sich denn ein großer Streit, denn Etliche behaupteten das Gegentheil.

„I bewahre! ... das war ja die Bodenstein, die hochnäsige Person, die sich dort ein Stelldichein mit dem Prinzen Alexander gegeben hatte!“ kicherte ein altes Fräulein.

„Nein, nein, liebe Bungen, Sie haben Unrecht,“ fiel dieser eine scharfe Stimme in's Wort, „das weiß ich ganz gewiß, das war die Agnes, und der Rottweil hat ja nicht einmal reinen Mund gehalten; mein Seliger, der sich immer bei Kühkopf unten die Haare schneiden ließ, hat's da brühwarm erfahren. — Mit einer Camera obscura haben sie die Erscheinung hervorgebracht.“

„Aber es ist doch Alles eingetroffen!“ rief Muhme Zabern sehr erregt, „der Krieg ist gekommen und die Preußen, und der Herzog hat doch von Haus und Hof gemußt!“

„Und die Raben ... die Raben!“ meckerte Onkel Pabstmann energisch dazwischen, indem er die Augen ordentlich unnatürlich weit aufriß und die Hand prophetisch über die Hauben der anwesenden Damen ausstreckte.

„Diese Unglücksraben, die haben das Alles vorausgesagt! — Wie ich die gesehen habe damals... wie sie vom Dache des Doms aufflogen, gerade Punkt zwölf Uhr ... o! ... da habe ich's gleich gewußt, daß sich etwas Furchtbares ereignen würde! Und habe ich nicht Recht gehabt?!“

„Ja ... ja wohl ... ja freilich!“ stimmte man ihm zu, aber plötzlich hörten alle Hauben auf zu wackeln, Aller Mienen wurden starr, jeder Mund ward stumm vor Ueberraschung und Schreck. Mitten hinein in den Chorus von Frauenstimmen mischte sich ein derbes, vielstimmiges Lachen von da draußen her, hinter der Taxushecke.

„Pabstmännchen, Sie alter Narr! ... das waren ja die Raben vom Kyffhäuser,“ rief draußen eine grobe Stimme, und nun zeigten sich eine ganze Reihe bunter Studentenmützen da draußen und übermüthige Gesichter hinter dem Zaun und mitten unter ihnen der wackere Rektor Magnifikus, der mit einigen seiner Zöglinge vom Botanisiren kam.

Neck- und Stichelworte flogen hin und her.

„Erlauben Sie ... erlauben Sie!“ rief der kleine Pabstmann sehr roth und erregt und gestikulirte mit dem ganzen Leibe. Etliche der Frauen fingen an zu lachen, so drollig war er in seiner

Wuth; der alte Narr war ihm gar gewaltig in die Krone gefahren.

Aber ehe er noch recht zu Worte kam, begann draußen die starke, des Redens gewohnte Stimme des Rektors (derselbe war auf einen Stein getreten):

„Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.
Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt ..."

Mit wachsender Macht deklamirte der Onkel Sannow das herrliche Rückert'sche Gedicht bis zu Ende.

Draußen und drinnen in der Laube war's mäuschenstill. Den Basen entsank der Strickstrumpf, sie schauten verlegen drein oder mit Rührung, und wer vorbei wollte auf der Heerstraße, der blieb stehen und lauschte mit offenem Munde.

Und als der kleine, mannbare Rektor nun geendet hatte und herabstieg von dem Stein, da brachen die Studenten in einen lauten Jubel aus, schwangen die Mützen und umringten denselben.

Ein Lebehoch brachten sie ihm und dann unter Lachen und Scherzen noch ein Pereat auf alle Raben, Unken und Eulen im ganzen deutschen Reich.

Dann stimmte eine helle, glockenreine Tenorstimme die „Wacht am Rhein“ an; in dieses hohe Lied der Deutschen fielen Alle ein, der Rektor, die Studenten, die Neugierigen und zuletzt sogar der Onkel Pabstmann dort drinnen hinter der Hecke, unter den Klängen derselben zogen die Musensöhne von dannen, den Weg hinab zur Stadt, über welche die scheidende Abendsonne soeben ihre letzten glühenden Strahlen ausgoß.

Herting 7